

Iden Tietze

Träume
am Abgrund

1947

www.autonomie-und-chaos.berlin

2016



Erstveröffentlichung 1947 im
Hermann Hübener Verlag Berlin und Buxtehude.
Diese erste wiederveröffentlichung wurde
von mondrian v. lüttichau bearbeitet
und enthält ein nachwort.

Bearbeitete Neuausgabe 2016
© Verlag Autonomie und Chaos Berlin

ISBN 978-3-945980-05-7

Diese online-veröffentlichung kann
zum privaten bedarf heruntergeladen werden.

RUTH

In den Städten zeigte der Krieg seine furchtbaren Wunden, ohne Verhüllung, nackt, in aufpeitschend erschütternder Wahrhaftigkeit. Dort, wo die Häuser spärlicher, wo die grauen Städte sich verloren in Gärten, wo Äcker durch hohe Wälder getrennt sind wie durch grüne Wälle, da sammelten sich niedere Häuser zu Dörfern, die den Schein friedlichen Lebens aufrecht hielten. Dem aus der Stadt Kommenden genügte der Anblick weidenden Viehs, die Stimmen der Kreatur auf einem Bauernhof, um sofort den Eindruck tiefen Friedens zu gewinnen. Sank die abendliche Stille herab, war das Klappern der Melkeimer ebenso verstummt wie das Brüllen der Kühe, dann spann sich der Mensch ein in eine ersehnte Illusion. Weitab war die Wirklichkeit in den Städten. Fern spielte sich ein unfassbares Geschehen ab. Aber auch über dem Land hing ein drohendes Mysterium. Und es fielen, erst langsam und verstreut, allmählich immer schneller und gleichmäßiger, die Schläge herab, die bitteres Leid bedeuten, und erfüllten die Herzen der scheinbar friedlich Lebenden. Das Geschehen wischte auch die Namen der Männer des Dorfes hinweg. Sie kamen in Stein gemeißelt auf eine große graue Tafel und trugen ein Kreuz. Dort allein hatten sie noch eine Berechtigung. Das Leben ging weiter, ohne sie.

Das Leben? Wieviele lebten nur noch im Schatten des Todes. Der greise Pfarrer zu Bredenhausen vergaß über seinen beiden gefallenen Söhnen seine Tochter. Sie saß und wartete; während ihre Hände mechanisch nähten oder strickten, kreisten ihre Gedanken um Dinge, die fernab jeder Wirklichkeit lagen. Für Ruth galt nicht mehr die Umwelt, in die sie gestellt war, ohne ihren Willen. Bis in die späte Nacht brannte die Lampe in dem Giebelstübchen, in das das stille Mädchen mit den sanften Zügen halberschlossener Schönheit sich zurückzog, allein zu sein mit ihren Träumen.

Die Wünsche des Mädchens wanderten hinaus ins Leben, das unaufhörlich lockte und rief, sie zwang, seiner zu gedenken. Ruth sah ihre lebensfrohen Brüder sich verlieren in einem Gewimmel weißer Birkenkreuze. Von dort kam kein Echo mehr zu ihr, nur eine ängstliche Frage erfüllte sie: Lag auch er, dessen Frau sie einmal, ohne diesen Krieg, geworden wäre, unter einem solchen Kreuz?

War sie schon Witwe, ohne je ein Weib gewesen zu sein? Eine furchtbare Unrast überkam sie, der scheinbaren Ruhe ihrer Heimat zu entfliehen, um den zu suchen, der vielleicht noch lebte ...

Wenn sie endlich, wie erwachend, zurückfand aus ihren Träumen, wenn sie sich erhob, um schlafen zu gehen, sich entkleidete, dann faßte sie noch Pläne, wie sie dem allen entrinnen könne, und sei es nur für eine kurze Spanne Zeit.

Sie glaubte sich allein und ahnte nichts von Tausenden, die ebenso hofften und verzagten, Stunde um Stunde. Das Geschehen glich einem sich heranwälzenden Strom, dem niemand Halt gebieten, niemand entgehen kann. Es drängte die Menschen, die zu fliehen versuchten, zurück in die Gefahr. Seine saugende Kraft gebar aus den Menschen das Verborgene, auch das Böse. Aus der Tiefe gaben sie preis, was die Scham ihnen sonst verwehrt hätte.

Scham? Angesichts eines solchen Erlebens, das Sekunden zu lebensfüllenden Schicksalen gestalten konnte? Menschlich war alles! Und so erfand Ruth, die Pfarrerstochter, Lügen, um einmal herauszukommen aus der Enge des Vaterhauses. Sie mußte den trostsuchenden Greis fliehen, der sie marterte mit seinem abwesenden Blick. Eines Tages zwängte sie sich in einen Zug, der in die Stadt fuhr. Sie stand eingekleilt unter fremden Menschen und war erfüllt von ungeheurer Erwartung. Sie ließ sich treiben, ein abgerissenes Zweiglein von einem verdorrten Baum ...

Am Ziel stieg sie aus und geriet in einen Strom hastender Menschen, der sie mitführte in einen Schutzraum. Über den Lärm der Straße hinweg vernahm die Städter den anschwellenden Ton der Sirene, während Ruth sich auf die Geräusche einer ihr fremden Umgebung einstellte. Sie wurde in einen schmalen Gang zwischen Balken und Bohlen gedrängt, sank auf eine Bank und kam nun zur Ruhe. Zum ersten Mal atmete sie die dumpfe Luft eines solchen Raums, hörte sie das Raunen vieler Menschen, deren Stimmen zusammenklangen ohne nachzuhallen. Stumpf war alles, selbst die Gesichter blieben ohne Bewegung. Ruth suchte vergebens Anzeichen von Angst. Ein unaufhörliches Hin und Her, geschäftiges Herumhantieren war noch im Gang. Erst allmählich legte sich die Unruhe der Einzelnen. Nur Ruth schien das Atemberaubende dieser Situation zu empfinden.

Im Dorf hörten sie jetzt wohl das tiefe Dröhnen und Summen der Bomber. Die Menschen würden hinaufsehen ... Ahnten sie auch nur ein Geringes von dem, was diese hier mitmachten? Vater trank seinen Kaffee und hörte kaum hin, wenn die schwache Sirene des Dorfes ertönte. Aber nun würde seine Sorge ihr gelten, die zur Stadt gefahren war. – Schnell vergaß sie das Dorf wieder. Nun war sie in der Wirklichkeit, nicht mehr in der vorgetäuschten Friedenssphäre. Sie

spürte, daß der Wille zum Leben, stärker als alle Not und erbarmungsloser als der Tod, aus diesen Menschen das Letzte an Kraft herausholte.

Ruth blickte sich um, als die erste Erschütterung den Boden erzittern ließ; ein fernes Beben, man hatte keinen Ton weiter vernommen. Augenblicklich verstummte das Brodeln des Sprechens. Gespanntheit lag auf allen Gesichtern ringsum. Ruth ergriff eine atemlose Gier, die Menschen zu sehen ... wie sie es aufnahmen. Nun war er fort, der stoische Gleichmut, und das Wahre, Menschliche kam zutage. Bei dem Kind auf der Mutter Schoß brach es auf in ängstlichem Wimmern. Der Mutter lag die Verzweiflung eines in die Enge getriebenen Wilds in den Augen. Während ihr Mund noch beruhigende Worte flüsterte, stieg Wut in ihr auf, als letzte Wehr einer hilflosen Kreatur. Ein Mann preßte seine schweren Koffer an sich, ein anderer zog die Wangen ein und klemmte ihr Fleisch zwischen die Zähne. Manche wandten sich ab, wenn sie den Blick des forschenden Mädchens sahen. Sie fühlten ihn als Belästigung. Eine Frau saß mit gefalteten Händen, den Kopf gesenkt. Betete sie? – Ruth sah, und doch wußte sie nicht viel, denn noch immer war da eine Hülle um die Menschen, die etwas verbarg. Und warum auch wollte sie in die Tiefe sehen? War es noch nicht genug? Unaufhörlich, aber immer fern kamen die Beben. Es war für Ruth ein übermächtiges Erlebnis, bei dem sie allmählich vergaß, was diese Erschütterungen bedeuteten. Sie wußte sich an einer unbekanntem Schwelle, aber sie wollte nicht wie die meisten auf den Stoß warten, der sie über dies Unbekannte hinwegheben würde ...

Ihr gegenüber, an einen Balken gelehnt, den Kopf gegen die schräge Verstrebung geneigt, stand ein Mann. Er stand wie ein Lauschender, mit abwesendem Blick und gespannten Zügen. Etwas ganz anderes schien diesen Menschen zu fesseln. Auch er wartete nicht auf den nächsten Einschlag. Ruth mochte es nicht glauben; so hätte sie ihn in einem Konzert sitzen sehen können, oder vor einem Bild ... Plötzlich verloschen die Lampen. Ruth hatte, abgelenkt durch den Seltsamen, vergessen, wo sie war. Eine ungeheure Detonation folgte dem Heulen einer niedersausenden Bombe ... der Tod? So nah war er? Ruth vernahm nichts mehr von den Menschen um sich, die zu Boden gegangen waren wie Korn unter dem Schnitt der Sense.



"So schwache Nerven ... oder Hunger?" Der Fremde, dessen Erscheinung noch immer etwas jenseitig wirkte, hatte Ruth gefragt. Sie lag, und neben ihr stand der Mann. "Sind Sie allein hier?"

"Ja."

"Wo wohnen Sie?"

"In Bredenhausen."

"Und heute, wo übernachten Sie?" Aus seiner Stimme klang leichte Ungeduld. Ruth war verletzt, denn sie fühlte sich elend und schwach.

"Lassen Sie mich!" Und nach einer Pause: "Ich habe den Zug versäumt."

"Können Sie aufstehen?"

"Ich glaube." Und sie fühlte seine Hände, die sie hochrichteten. Aber vor ihren Augen begannen feurige Wirbel zu kreisen, sobald sie den Kopf hob. Ruth stöhnte. Der Fremde setzte sich neben sie und lehnte ihren Kopf sehr vorsichtig an seine Schulter.

"Wir haben Zeit. Wenn es Ihnen besser geht, wollen wir hinaus. Und, falls ich noch ein Heim habe, dann können Sie bei mir bleiben. Hatten Sie Gepäck?"

"Meine Tasche."

"Diese? Sie ist Ihnen entfallen, als Sie ohnmächtig wurden."

Ruth nahm die Tasche und erhob sich. Der Fremde ergriff ihren Arm. Sie schämte sich ihrer Schwäche und war doch irgendwie froh, den Arm zu spüren, der sie hielt. Der Fremde führte sie hinaus. Ruth dachte an frische Luft, an das tiefe Atmen, in dem man wieder zu sich kam und gestärkt wurde. Sie gerieten in eine von Rauch und Staub erfüllte Atmosphäre. Menschen mit Schutzbrillen arbeiteten bereits im Schutt, fegten klirrende Scherbenhaufen, schleppten Körbe, Möbel, vollgestopfte Bettsäcke, schoben hochbeladene Kinderwagen mit letzten Habseligkeiten, mühten sich, immer wieder von neuem, mit dem verbliebenen Ballast, den sie so nötig brauchten zu dem armseligen Leben ...

Ruth ging an brennenden Häusern vorbei, an weinenden, am Rand hockenden Frauen und Kindern. Sie sah den Jammer, fühlte in übergroßem Mitleiden zum ersten Mal anderer Menschen Elend und war doch zufrieden, daß sie es miterleben konnte. Nicht die Sucht nach Sensationen war es, sondern der Wunsch, wenigstens einmal der krassesten Form des Krieges gegenüberzustehen. Dieses unheimlichste aller Geschehen, das sich aus den Menschen und über die Menschen ergoß und sie zu wehrlosem Ausharren zwang. Ruth fragte sich, wie sie das ertragen konnten, warum sie nicht aufbegehrten.

Ruth merkte, daß ihr Begleiter schneller ausschnitt. Sie sah zu ihm herüber, und wieder war er versunken, gespannt, sein Körper leicht vornübergeneigt, als spähe er Kommendem entgegen. Plötzlich stand er still.

"Es steht also noch!" Ein befreites Aufatmen. Ruth wollte etwas sagen, aber der Qualm hatte ihre Kehle so gebeizt, daß sie keinen Ton herausbekam.

Der Mann lachte ein lautloses Lachen, das Ruth erschütterte. Ein Mensch fand sein Haus noch vor, das er vor einigen Stunden verlassen hatte, und war glücklich darüber, betrachtete es fast verliebt, das alte graue Haus, in einer Reihe von Ruinen.

"Kommen Sie, diese Nacht haben wir vielleicht einmal Ruhe, und Sie sollen bei mir schlafen, so ruhig wie in Ihrem Dorf."

"Sie verspotten mich!"

Er blickte sie glücklich, zärtlich an. "Begreifen Sie es? Daß es noch dasteht? Dieses alte Haus, in das vor siebzig Jahren meine Großeltern einzogen? Kommen Sie nur, Sie werden staunen! Alles ist noch, wie es einmal war, dort drinnen, und es wird stehenbleiben, bis –"

Er verstummte, und ein grübelnder Zug kam um seinen Mund. "Ich sollte immer hier im Haus sein, wenn Alarm ist, damit ich nicht allein übrigbleibe."

"Sie leben in einem Inferno!"

"Ja, es ist ein Inferno, aber nicht für mich."

Der Fremde öffnete die Haustür, sie traten in einen dämmrigen Flur und danach in eine Wohnhalle. Mittelalterliche Holzbildwerke, eine Kaminuhr, Gobelins; Ruth sah sich verwirrt um. Das Innere des Hauses glich einem Stück weher Erinnerung. Sie wagte einen fragenden Blick; der Fremde verstand sie sofort. "Nein, ich schaffe diese Dinge nicht fort."

Ein großes Entzücken war plötzlich in ihr, daß jemand so sein konnte, ganz gleich, welche Gründe es für sein Verhalten gab. Der Mann führte sie zu einem Sessel. Sie setzte sich; der Raum sprach zu ihr, die alte Uhr tickte leise, bisweilen knarrte es in ihrem Werk. Ruth fühlte eine süße, ziehende Erschlaffung. Der Mann hatte sie allein gelassen.

Ich bin am Ziel, dachte das Mädchen mit den weichen Gesichtszügen einer Unwissenden. Sie lehnte den Kopf zurück an den hohen Rücken des Lehnstuhls und träumte ...

Eine Stunde später erschien Piet, der tägliche Gast des Hausherrn. Er stand vor der Schlafenden, bis er gestört wurde.

"Ein neuer Gast", flüsterte eine Stimme neben ihm.

"O Richard!" wandte sich Piet mit großer Herzlichkeit an den Sprecher und drückte ihm die Hand. Sie verließen Ruth und gingen in die Küche.

"Wer ist das?"



"Ich habe sie aus der Stadt mitgebracht, sie wurde beim Alarm ohnmächtig.
Den Zug hat sie auch versäumt; – wo sollte sie denn über Nacht bleiben?"

"Also bei dir."

"Ich glaube, daß ich es wagen konnte, diesen neuen Gast einzuführen."

"Aber Richard, du bist doch der Hausherr."

DIE FREUNDE

Vor ihnen lag, wie eine graue Nebelwand, die Ungewißheit. Es half nichts, sich zu sagen, daß man auch vorher nie genau gewußt habe, was der kommende Tag bringen würde, da ja das ganze Leben nicht allein von menschlichen Entschlüssen gelenkt wird. Sie glaubten, sich auflehnen, nach Schuldigen fragen zu müssen. Doch auch ihnen antwortete nichts, wenn Fragen nach der Zukunft sie bedrängten. Die Freunde klammerten sich aneinander, die gleiche Einstellung, die gleiche Not hatte sie zusammengeführt. In Richard Lohbergs Haus fanden sie sich abends zusammen, dort schliefen sie, wenn die Nächte ihnen Zeit dazu ließen. Dort warteten sie auf den Alarm. Am Tag verstreuten sie sich. Die Abende winkten ihnen tagsüber wie eine Gnade. Sie fanden sich immer wieder und gerieten in eine Freude, die für vieles entschädigte, wenn sie dem bekannten Haus zustrebten, wenn aus der Ferne die graue Front aus den Trümmern ragte – noch immer. Es war ihr letztes Asyl; verloren sie es, dann kam der Nebel, der Schmerz und Schrei erstickende, der den Tod verhüllende, in seiner Gestaltlosigkeit nie zu fassende Nebel, der sich *Zukunft* nannte. Junge, kraftvolle Menschen, geschaffen um etwas zu leisten, mit brachliegenden Kräften, klammerten sich an die Stunden, da sie ihre Not, ihre Verzweiflung ausdrücken konnten. Einzig bei Lohberg war es ihnen möglich, zu sprechen. Sorgsam hüteten sie den Kreis und ließen keinen Unberufenen zu sich.

Um acht Uhr erschien Doktor Stefan Koltai. Sein Ruf: "Ist Grit schon da?" verhallte im dämmrigen Vorsaal und fand keine Antwort. Unruhig sah Stefan zur Uhr. Er hatte sich verspätet, und Grit war meist schon vor ihm da. Stefan hörte Geräusche aus der Küche. Er warf seine Aktentasche auf einen Stuhl und ging nach den hinteren Räumen, um Richard zu begrüßen. Er fand die Freunde. Beide hatten sie Schürzen umgebunden und benahmen sich so selbstverständlich darin, daß nur ein Fremder sie belächelt hätte. Richard kochte, Piet stand vor einem Berg Geschirr und trocknete ab.

"War Grit schon hier?"

Piet und Richard wechselten einen schnellen Blick. Sie kannten Stefans tägliche Angst und seine Unruhe, wenn er vor Grit ankam. Piet lenkte ab. "Hast

du den neuen Gast schon gesehen?" Stefans zerstreuter, verständnisloser Blick gab die Antwort.

"Nimm ein Tuch und hilf dem armen Piet!" sagte Richard und rührte heftig in seinem Topf.

Es klingelte. "Das wird sie sein", rief Stefan und stürzte hinaus.

"Sie hat doch Schlüssel, das vergißt er immer." Die Freunde blieben ruhig bei ihrer Beschäftigung. Stefan kam zurück. "Charly ist da; wo sie nur bleibt?!" Noch zweimal klingelte es, jedesmal lief Stefan nach vorn.

"Es kommen Leute, um zu hören, ob wir noch leben. Ich habe alle wieder abgeschoben, ist doch recht? Wollen allein sein. Aber einer muß ja schließlich öffnen. – Was ist denn mit dem neuen Gast, wo ist er?"

Richard band sich die Schürze ab. "Werde mich mal darum kümmern. Sie wird noch geschlafen haben bis jetzt." Und ging hinaus.

"Eine Sie?"

Piet nickte ruhig. "Eine junge Dame, nett."

Stefan wurde aufmerksam. "Na, vielleicht wirst du mal etwas ausführlicher, es ist doch immerhin nicht gleichgültig für uns."

"Da mußt du Richard fragen." Und Piet lächelte sein offenes Lächeln, das sein ebenmäßiges Gesicht zu dem eines guten Kindes machte. –

Der Kreis war geschlossen. Die Freunde gruppierten sich um einen niedrigen runden Tisch. Piet entkorkte eine Flasche, die er mitgebracht hatte. Richard bot Zigarren und Zigaretten an. Grit kauerte müde in einem Sessel, mit hochgezogenen Beinen. Ruth saß etwas steif mit geschlossenen Knien und Füßen neben ihr auf einem Holzstuhl. Richard zog sie hoch, führte sie zu einem gegenüber stehenden Sessel und drückte sie sanft hinein. Er nahm neben ihr Platz, und Stefan setzte sich nun neben Grit. Piet und Charly saßen neben den beiden Paaren und begannen, über den Tisch hinweg, ziemlich laut zu reden. Richard sprach leise mit Ruth. Nur Stefan saß schweigend. Wollte er Grit nicht stören, weil er ihre Abgespanntheit bemerkte? Er betrachtete sie und fand sie verändert. Sein Herz klopfte plötzlich hart und schmerzhaft, denn ein Gedanke bewegte ihn, als er sie so lässig und träumend sah. Ein quälender Gedanke war es, der ihn jetzt oft überfiel, doch er wagte nicht, ihn in Fragen zu kleiden. – Ein Erlebnis? Oder störte sie die Fremde?

Es war selbstverständlich, daß man Ruth mit einer gewissen Zurückhaltung begegnete. Sie war scheu und zaghaft. Nur ihre Augen wagten Teilnahme zu äußern, sie strahlten zu Richard und gleichermaßen zu Piet, sie forschten zu Grit hinüber; dabei dachte Ruth: *Du bist eigenartig. Dein Gesicht ist wie aus Gegensätzen geformt... grüngraue Augen über einer römischen Nase, ein*

zarter Mund über einem eigenwilligen Kinn. Wenn du gehst oder stehst, gleichst du einer unnahbaren Göttin, wenn du dich in den Sessel schmiegst, dehnen sich deine Glieder wie die einer Katze. Ich würde mich vor dir fürchten, denn du hast etwas, das ich nicht begreifen kann. Zu Stefan sprachen Ruths Augen nicht. Sie wich seinen dunklen, fast wilden Blicken scheu aus. Sie erschrak vor seinem Blick, mit dem er Grit ansah. Soviel unverhüllte Leidenschaft wirkte auf das in fast klösterlicher Zurückhaltung aufgewachsene Mädchen wie eine unzüchtige Handlung. Sie kannte die derbe Verliebtheit der Knechte und Mägde daheim, wußte von ihren Liebkosungen aus den Seufzern, die sie in Sommernächten aus dem Garten hinaufschickten zum geöffneten Fenster des Mädchenstübchens. Dort stand Ruth, wenn sie nicht schlafen konnte, und mußte zuhören, vermochte sich aber eines inneren Widerstrebens nicht zu erwehren. Wie plump war der Trieb bei diesen Menschen. Genauso plump, wie sie tagsüber schwer über den Hof stampften und herumwerkten. Es hatte sie nicht sehr berührt, weil eine Schranke um sie war, die im Pfarrhaus von jeher stillschweigendes Gesetz war. Gefühle äußerten der Vater und die Mutter nur soviel, als sie glaubten, es den Kindern schuldig zu sein, ohne dabei ihren Respekt einzubüßen.

Ruth schrak aus ihren nach Hause schweifenden Gedanken auf. Sie fand zurück in den Kreis und sah das gute, helle Gesicht Piets, der mit dem Maler Charly sprach. Das Gesicht des Malers, von dem Ruth nicht mehr wußte, als daß er ein fast hartes, wenig entgegenkommendes Benehmen ihr gegenüber hatte, trug Züge, die an Verbissenheit im Ringen um Erkenntnis glauben ließen. Wurde das angespannte Antlitz einmal schlaff, so war es fast mitleiderregend in seiner sinnenden Verlorenheit. So gelöst, war Charlys Gesicht von einer Reinheit, die Ruth an die Ideale seiner Seele glauben ließ, ohne etwas von seiner Kunst zu wissen.

Vier Männer ohne Uniform, mußte sie plötzlich denken. Im gleichen Augenblick sagte Richard: "Wundern Sie sich nicht, hier nur Zivilisten zu sehen? Es ist bald erklärt. Wir tragen die Zwangsjacke innerlich. Stefan, unser Doktor, ist Ungar; Piet und Charly sind Holländer, und ich – bin vielleicht nur ein halber Deutscher, oder – ein ganzer, aber ..." Auf Ruths verständnislosen Blick hin fuhr er fort: "Da war eine Großmutter, Sie verstehen ..." Sein Zögern nahm Ruth allen Zweifel. Aber sie wußte nichts zu erwidern. Was, was hätte sie sagen sollen? Tröstliches über die Verkennung und Verblendung, die einmal wieder vergehen werde? – Deshalb war er nicht Soldat. Plötzlich war die Angst da; drohend stand sie vor ihr. "Glauben Sie, daß Sie in Ruhe gelassen werden?"

"Wenn es noch lange dauert, dieses Hinschleppen, ich weiß nicht. Im Augenblick gelte ich denen noch etwas. Ich bin Chemiker. Ein kleines, offenbar

wichtig erscheinendes Rädchen im Kriegsgetriebe. – In Wahrheit ein Punkt, der einige Unstimmigkeiten hervorruft."

"Richard!" rief Piet und erhob sein Glas, um ihm zuzutrinken. Sein Lächeln fehlte dabei, sein Blick war mahnend. Lohberg winkte ab. *Es ist doch so gleichgültig*, sagte diese Bewegung. In seinen Mundwinkeln stand eine scharfe Falte. Ruth sandte Piet einen warmen Blick. *Ein Freund!* Er hatte ihr Gespräch verfolgt, trotz seiner Unterhaltung mit dem Maler.

Ruth beschlich tiefe Verzagttheit. War sie nicht eine Hemmung, gar Belastung für diese Menschen, die zusammenkamen, um sich ein paar Stunden lang zu erleichtern? Morgen schon konnte es zu spät sein für das, was sie sich heute sagen wollten. Sie mußte aufstehen und gehen, die hier alleinlassen. Ihre Einsamkeit fiel sie an und ließ sie fast verzweifeln. War sie nicht viel ärmer als diese Menschen, die sich hatten und hielten? – Tagsüber gingen sie ihrer Arbeit nach. Grit betreute verwaiste Kinder, ihr Mann Stefan war Arzt in einer Klinik, Charly stand am Zeichentisch, Piet führte seine Geschäfte. Sie alle taten ihre Pflicht, gleichgültig ob freiwillig oder erzwungen. Aber abends, da fanden sie sich und öffneten sich voreinander. Sie, Ruth, saß dann bei einem alten Vater, der Selbstgespräche führte und sie wohl schon zu den Toten zählte, wie seine Söhne. Sie verkümmerte in ihrer Sehnsucht nach Liebe, – ja, nach Liebe verlangte ihr! Nach Anteilnahme und Freundschaft sehnte sie sich ... Nun war sie erwacht aus ihrer Lethargie; sie kam zu diesen Menschen und stand vor einem abgeschirmten Gehege, in dem die Freunde sich verbargen, vor ihr und allen fremden Einflüssen; sie brauchten ja niemanden, sie hatten sich! So beurteilte Ruth das Leben der Freunde; ergriffen von der Unruhe aller, die sich nach Besserem sehnen, sah sie nur, was ihr fehlte. Den Tod der Brüder betrauerte sie so, wie Hunderttausende in allen Volksschichten trauerten. Sie zitterte, wenn sie daran dachte, auch so früh sterben zu müssen. Sie hatte keine Seele, die mit ihr geweint oder geklagt hätte. Derr Vater schloß sich ab, seit die Mutter auch gestorben war. Das war für Ruth das Schwerste an allem Leid.

Doch wer in dem kleinen Kreis hatte nicht sein Teil zu tragen? Der stets freundliche Piet hatte seine Familie in Holland und litt unter der Einsamkeit, die ihn auch in Lohbergs Haus befiel, wenn er sich in einem eiskalten Zimmer auf einer Polsterbank sein Lager richtete. Er kroch in dieses feuchtwarme Bett und suchte sich vergebens zu wärmen. Er sehnte sich nach Sonne, nach den weiten Wiesen und Blumenfeldern seiner Heimat, wo alles in Reinheit schimmerte, auch die blitzsauberen Häuser und, so sah Piet sie in seiner Erinnerung, auch die Menschen. Voll Not dachte er an die Seinen, ob sie etwa darbtten und hungerten. Jeder Tag war dazuhin von der schleichenden Angst erfüllt, daß auch Lohbergs Haus vernichtet werden könnte und ihre Zusammenkünfte

keinen Ort mehr hätten. Er atmete auf, wenn er noch immer in das einzige geheizte Zimmer treten konnte und packte in der Küche voll Freude alles aus, was er für die Freunde an Lebensmitteln auftreiben konnte.

Nein, der Abend war nicht wie sonst. Das fremde Mädchen störte Grit, auch in dieser Unbekannten argwöhnte sie eine Gefahr. Sie klagte über Müdigkeit und verließ den Raum; Stefan folgte ihr. Piet entkorkte eine neue Flasche und lächelte entschuldigend zu Ruth. Er wollte dem Abgang der beiden die Härte nehmen: "Sie wird müde sein nach dem Dienst bei den Kindern, und Stefan hat es auch schwer. Die vielen Krankheiten jetzt –"

Lohberg fiel ein: "Laß sie nur gehen. Sie bilden eben eine Gemeinschaft in unserer." Er blickte sich um. "Wir sind in die Halbheit gezwungen. Wir führen ein Leben, wie es Menschen in Gefangenschaft führen müssen. Statt des Stacheldrahts ein Wall von Spitzeln. Geht schlafen. Vielleicht haben wir diese Nacht einmal Ruhe."

"Optimist." Charly lachte und trank. Er seufzte und lehnte sich zurück.

"Du bist immer bereit, dich mit dem Gegebenen abzufinden, – ja, heute scheint es dir sogar gut zu gehen!"

Charly sog an seiner kurzen Pfeife; er lachte und entblößte festgeschlossene Zähne.

"Er hat seine Kunst ...", sagte Piet beruhigend, immer bereit, zu vermitteln.

Richard widersprach. "Er steht den ganzen Tag am Zeichentisch und zieht langweilige Striche! Er kommt gar nicht erst zu seiner Kunst, er vergeudet seine Zeit und ist noch zufrieden!"

Charly legte die Pfeife auf den Tisch und sah Richard schweigend an. Ruth glaubte, ihn zu verstehen. Sie ahnte das Asketische und Zurückhaltende an ihm, den Willen, aus dieser Zeit um jeden Preis ungebrochen hervorzugehen. Dieser Mann nahm gern alles auf sich, um eines Tages nachzuholen, was ihm noch versagt war. Über Lohbergs Einstellung wunderte sie sich.

Die Freunde verfielen in ein langes Schweigen, als hätten sie sich und das Mädchen vergessen. Fast gleichzeitig hoben sie ihre Gläser und tranken, und jeder saß in sich verschlossen da. Ruth empfand die Stille als etwas Lähmendes. Sie wollte aufstehen, gehen, in einem Winkel, einem Sessel schlafen oder das Haus verlassen. Aber schon der Gedanke tat ihr weh. Sie saß und wartete auf ein Wort.

Plötzlich standen Charly und Piet vor ihr und reichten ihr die Hand zum Gutenachtgruß. Ruth wußte nicht, wie lange sie gewartet und geträumt hatte. Allmählich war ihr die Ruhe als etwas Köstliches erschienen, beredter als Worte, denn in ihr schwang das Gemeinschaftsgefühl der Freunde, die nicht mehr

sprechen mußten, wenn sie beieinander waren. Auch Ruth erhob sich. Charly und Piet waren gegangen. Sie bezogen ihre Notbetten, die sie am Tag in Polsterbänke umräumten. Für wen hielten sie eigentlich noch Ordnung? War es das alte stille Haus? Gab es noch eine Tradition? Dunkle Gemälde schmückten die Wände, Gesichter Verblichener blieben als schweigende Beobachter zurück, schufen Ruhe im Chaos, das ringsum zu jeder Stunde hereinbrach.

Wartend stand Ruth vor Lohberg, der ihr wieder erschreckend fremd wurde, nun, da die Freunde gegangen waren. In ihr war ein winziger Rest jener Zurückhaltung, die von Kindheit an in sie gelegt worden war. Sie sah das Ganze, ihr Bleiben in einem fremden Haus, wie eine Unbeteiligte und brannte vor Verlangen, die Fortsetzung zu erleben. Aber so, wie man einem fremden Wesen nachspürt, wollte sie dabei sein, innerlich freibleibend.

Richard Lohberg sagte: "Bleiben wir noch eine Stunde zusammen? Ich halte die Wache bis 2 Uhr, dann wecke ich Stefan, der bis 4 Uhr hier sitzen wird, dann folgt Charly und so fort. Sie können aber auch schlafen gehen, wenn Sie müde sind. Ich habe Ihnen ein Bett gerichtet."

"Lassen Sie mich mitwachen."

"Schön. Trinken Sie!" Er gab ihr das Glas, und sie leerte es gehorsam.

"Sie sind weich, gewohnt zu gehorchen. Wer hat Sie so gemacht?"

"Wer? Das Dorf, meine Eltern, – der Verzicht." Das letzte Wort kam wie ein Hauch.

"Verzicht – auf was?"

Nun konnte sie reden. Endlich fragte jemand danach! Aber sie schwieg. Sie sah ihn nur an. Lohberg sagte: "Ach so." Er senkte den Kopf und dachte nach.

Sie wartete auf den Mann, irgendeiner könnte es sein, – nein! Es mußte ein ganz bestimmter Mensch sein, der sie erlösen konnte von ihrer Sehnsucht. Vielleicht ein ganz Einsamer, wie er selbst? Ach, darüber nachzugrübeln war Unsinn! Zweifellos war sie anders geartet. Das sah er, darum hatte er sie ja mitgenommen, er, der sonst die Umwelt kaum bemerkte. Unfähig, sein Wort zurückzunehmen, hatrte er sie in den geheiligten Kreis gebracht. Grit war empört gewesen, Stefan befremdet. Allein Piet schien es zu verstehen. Doch wozu diese Gedanken? Am Morgen würde sie gehen und niemals wiederkommen oder wiederkommen können. Vielleicht nahm der Tod sie – oder ihn – bald zu sich. Zusammengedrängte, geballte Zeit war jede Stunde.

Ruth trank den roten Wein, den ihr Richard einschenkte. Endlich vergaß sie ihre Hemmungen und sprach von daheim. Der Mann vernahm die belanglose Geschichte eines zwischen Hoffnung und Verzicht schwankenden Geschöpfes, das dahingelebt hatte und dabei etwas vermißte, jenes unnennbare Etwas, das dem Leben seinen Wert verleiht.

Die Nacht lag schwarz über der Stadt mit den vielen Ruinen. Ein dunkler verhangener Himmel hatte keinen Trost für die Gequälten. Kein Stern sandte sein Licht hernieder, um die Emporschauenden mit dem Gefühl zu erfüllen, daß ein Menschenleben kurz und wandelbar sei im Vergleich zur Unendlichkeit der Schöpfung. –

Stefan stand, noch immer angekleidet, am Fenster. Ihn fror; er preßte die Kiefer zusammen, um das Geräusch seiner aufeinanderschlagenden Zähne zu unterdrücken. Grit lag im Bett, bis ans Kinn zugedeckt. Stefan hatte die Verdunklung hochgezogen und sah hinaus; gerade gegenüber war der Himmel noch von braunschwelender Glut durchzogen. Brand, Rauchwolken, flammende Fetzen flogen empor, wie ausgespien aus einem Krater. Überall sprühte, zischte, leckte es aus der Tiefe herauf. Von oben fiel es herab und vermahlte sich dröhnend, aufzuckend mit der Erde, gebar Vernichtung, breitete sich gierig fressend aus und erfaßte in Raserei das sich Wehrende, bis es sich ergab.

"Willst du nicht schlafen? Warum kommst du nicht?" Stefan ließ die dunkle Papierrolle hinuntergleiten. Sorgfältig preßte er die Ränder an den Fensterrahmen. Dann schaltete er das Licht ein, eine schwache Beleuchtung, die das Schlafzimmer nur wenig erhellte. Grit konnte Stefans Miene nicht erkennen, so scharf sie auch zu ihm spähte. Bald war es wieder dunkel. Das andere Bett knarrte leise. Stefan lag neben ihr. Sie merkte, wie kalt er sein mußte, denn er zitterte.

"Frierst du? Ich bin ganz warm ...", tastete sich ihre Stimme zu ihm. Stefan wollte sich beherrschen, doch seine Glieder gehorchten nicht mehr; beim ersten Wort, das er sprach, schlugen seine Zähne einen Wirbel. Das Gesprochene blieb unverständlich.

"Komm doch, du Armer, ich wärme dich."

Stefan antwortete nicht. Da glitt sie an den Rand ihres Bettes, warf sich über die trennende Kante und schlüpfte neben ihn. Stefan lag unbeweglich. Nun begann es wieder, Grits grausames Spiel. Jede Nacht, in immer anderer Form, endete es mit ihrem Triumph. Er erbebte, als sie sich mit ihrem warmen Körper an ihn schmiegte.

"Was sagst du zu Richard?" flüsterte Grit und brachte Stefan von seiner krampfhaft gehaltenen Ablehnung ab. Er mußte antworten, gleichmütig, ja, dieses Gesprächsthema festhalten, vielleicht war es ein Ausweg, mit Grit über andere zu sprechen. Nicht immer nur ihrer beider Probleme erörtern. Sich einmal davon lösen können. Wie sehr er das wünschte!

"Richard ist einsam. Einsamer als Piet und Charly bestimmt. Piet sehnt sich nach Holland, er hofft, und Charly – er hat seinen Glauben an die Zukunft, die einmal aus diesem Dreck hervorgehen soll. Aber Lohberg? – An was soll er das verschwenden, was ihm in diesem Leben noch bleibt? Er hat nichts und niemanden mehr außer uns. Noch ist er nicht so erstarrt, alsdaß er nicht fühlen könnte, wie menschlich wir Geschöpfe noch geblieben sind, trotz Grauen, Verzweiflung und Not. Nun hat er in seiner Menschlichkeit ein hilfloses Mädchen aufgelesen. Mag sein, daß diese Person ihn enttäuscht, wenn er sie näher erforscht. Doch nimm an, daß sie es nicht tut, nimm an, daß er sie lieben könnte, und sie ihn!"

"Nein!" sagte Grit laut und hart.

Stefan hörte nur dem Klang nach. "Warum willst du es nicht – ?"

"Er wird sie nicht lieben! Ich glaube, daß diese Fremde, die uns alle gestört hat, in Richards Augen ein ganz bedeutungsloses Ding ist. Er ist nur viel zu gutherzig und mitleidig gewesen."

"Gib zu, daß er so etwas noch nie getan hat. Also muß etwas da sein, das sein Mitgefühl geweckt hat."

"Eine Laune."

"Niemals!"

"Gut, vielleicht etwas mehr. Vielleicht hat er sie aus einem anderen, bestimmten Grund hergebracht. Vielleicht solltest du sie sehen – "

Stefan kombinierte und verwirrte sich. Er vergaß, daß Grit immer neue Spiele erfand, ihn zu reizen, seine Reaktionen zu erkunden.

"Sei doch nicht so schwerfällig. Du hättest dich in sie verlieben können, in diese Sanfte, und ich wäre dann frei ..."

"Grit!" Stefan fuhr herum und suchte ihren Arm. Greit schnellte zurück. Er war allein und hörte nur ihren raschen Atem. "Was wolltest du damit sagen?"

"Du hast doch gut verstanden."

"Du liebst Richard – ?" Er horchte seiner Frage nach, die im Dunkel immer wieder an sein hämmerndes Herz zurückschwang und beklemmende Furcht vor einer möglichen Antwort weckte. "Sag doch endlich, wen du liebst!"

Das klang schon fast bittend und deutete seinen Rückzug an. Immernoch verhielt sie sich still. Stefan wünschte, er könnte ihre Ungreifbarkeit zerbrechen. Seit er Grit geheiratet hatte, kämpfte er gegen ihre Rätsel, fürchtete, haßte fast jeden Mann, den sie mit Aufmerksamkeit umgab. Lohberg hatte er getraut. Wenn er sich da nun geirrt hätte? Er litt, wenn er tagsüber nicht wußte, wo Grit war. Er sehnte sich nach ihrem Zusammensein in Lohbergs Haus. Aber wie oft war sie längst vor ihm bei Richard, wenn er noch zu tun hatte. Er wünschte die Abende zu zweit herbei und fühlte doch die Angst vor den Nächten, die ihn

nicht nur berauschten, die auch einen Stachel in sein Innerstes trieben, immer tiefer und empfindlicher, da er nie wußte, ob Grit ihn liebte, für wen sie ihn eigentlich hielt, wenn er sie umarmte. Wenn sie zurückfand aus ihrer Ekstase, begegneten ihre Augen ihm forschend, manchmal in einem Erschrecken, daß er glaubte, sie müsse sich mühsam daran erinnern, wer er sei. Seinen Namen hatte er immer nur in herzlicher Kameradschaft von ihren Lippen kommen hören. Wenn sie allein waren, gebrauchte sie ihn nicht. Und was war ein *Du*? Wer konnte sich dahinter verbergen? Während sein Gedächtnis sich mühte, Beweise zu sammeln gegen ihre Liebe zu ihm, tastete seine Hand über den Bettrand und suchte Grit. Aber sie war zu anderen Seite gerückt. Er hörte, wie sie etwas auf den Nachttisch legte. Er fühlte, wie sie sich wieder zurückwandte. Ein Hauch ihres herben Parfüms wehte ihn an und ließ ihn spüren, daß sie eben so war, wie er sie liebte. Sogar mit allen ungelösten Rätseln? Er wußte, wie weh sie ihm taten und machten einen letzten Versuch, sie zu lösen.

"Bald muß ich wieder aufstehn, dann werde ich Lohberg fragen. Endlich muß ich wissen, was ist!"

"Lohberg kann dir nichts sagen. Was willst du denn? Du bist Arzt, du kennst die Körper, aber das, was noch da ist, das leugnest du. Du liebst meinen Körper, wie er ist, wie er sich bewegt. Du siehst mich, wie ich lache, wie ich spreche, du nimmst, was ich dir gebe. Ist es nicht genug für dich? Hältst du nicht alles Wirkliche in deinen Händen?" Nachdem Grit so gesprochen hatte, führte sie das Taschentuch an ihre Lippen und verbarg einen Aufschrei. Sie lag ganz starr, sie fühlte Stefans Hand an ihrer Hüfte und ließ sie unbeachtet dort liegen.

"Habe ich dich wirklich ganz?"

"Du hast alles, was du sehen und fühlen kannst."

"Aber es ist doch noch etwas in dir, das mir verborgen bleibt –"

"Ja."

"Wer ist es?!"

"Das mußt du selbst ergründen."

"Weißt du, daß ich tagsüber viele unvernünftige Gedanken habe – daß du mich quälst?"

"Du hast doch deinen Wirkungskreis! Du flickst an den Leibern herum, die man dir vor dein Messer legt. Du verhilfst Krüppeln zu einem armseligen Leben. – Vielleicht wäre es besser, sie sterben doch, ehe sie zu der Erkenntnis kommen, daß sie nutzlos sind."

Stefans Hand wurde zurückgezogen. Grit begann mit aller Macht gegen diese angedeutete Bewegung zu kämpfen. Er durfte jetzt nicht aufstehen, weil ihn ein lächerliches Pflichtgefühl mahnte, daß seine Wache begonnen habe! Sie sprach laut, ohne Rücksicht: "Ja, ich kenne alle deine Einwände. Doch alles

ist umsonst! Käme eine Bombe, zerrisse sie uns alle, auch dich, der du glaubst, mit deiner Nachtwache etwas zu tun, was uns noch helfen könnte!"

"Grit, du bist überreizt."

"Ich mache mir nichts mehr vor, das ist es. Und ich fühle, daß es sich nähert. Ich weiß, wir haben alles umsonst getan. Wir sind gerannt um dieses Leben und finden zuletzt nur den Tod!"

Sie fühlte in wilder Genugtuung, daß seine Hand wieder da war, aber sie schrie: "Laß mich! Möglich, daß du ihm entgleitest. Ich nicht! Dann wirst du meinen Körper verlieren, sonst nichts. Ich werde nicht mehr für dich gewesen sein als ein Bild, das dir gefiel."

Stefan hielt Grit in den Armen. Ihr Wehren jagte ihm eine Süße ins Blut, das Gefühl unendlicher Liebe überkam ihn.

Und wie so oft, wartete sie in atemloser Angst auf sein Wort und sie betete, daß es diesmal kein unsinniges Gestammel sei, sondern daß er zu ihr fand, zu ihrer Seele. Sie lag plötzlich ganz still und gelöst in sich und hörte Stefans Worte: "Wenn ich dich verlieren sollte, so ist der Sinn dieses Lebens für mich erloschen. – Danken wir der Macht, die uns zusammengab und nehmen wir jede Stunde als Geschenk entgegen ..."

"Du glaubst auch, daß wir bald sterben müssen?"

"Ich weiß nichts." Seine Hand streichelte sacht ihren Kopf. "In mir ist etwas, eine Ahnung, eine Stimme, daß du vorhin die Wahrheit gesagt hast."

Grit ergriff eine tiefe Angst. Sie hatte ihm etwas genommen, den Glauben an seine Unverwundbarkeit, auf die er vertraut hatte in der größten Gefahr. "Was meinst du?" flüsterte sie.

Er antwortete nicht.



Lohberg bettete Ruth wie eine Mutter. Sie lag auf dem Sofa und ließ es geschehen, daß der fremde und doch vertraute Mann die Decke fest um ihren schmalen Körper legte und ihr das Kissen unter den Kopf schob. Dann sank er neben sie auf einen Hocker. "Schlafen Sie ruhig, ich warte noch, bis ich Stefan höre, dann werde auch ich es versuchen."

"Sonderbar, diese Nacht. Ich kam her, weil es mich nicht mehr ruhen ließ daheim. Nun bin ich bei Ihnen und gehe, wenn es tagt, wieder zurück. Ich fürchte mich davor."

"Dort sind Sie sicher, und hier – "

"Hier wäre mein Dasein wertvoller. Wenn ich nur einmal Gelegenheit hätte, etwas zu tun, was einem Menschen nützt. Ach, kommen Sie nicht damit, daß es meine Aufgabe sei, Vater zu betreuen. Er lebt schon drüben bei Mutter."

Richard Lohberg betrachtete sie. Die Kerzen warfen ein mildes rötliches Licht auf das blasse Antlitz. In den Augen lag feuchter Glanz. Die Lippen waren leicht geöffnet, als dürsteten sie. Lohberg befahl heftige Verwirrung. War sie nicht sein, wenn er jetzt wollte? Der Wunsch, aus seiner Einsamkeit in die warme hegende Liebe eines, nein: dieses Mädchens zu gelangen, überfiel ihn mit schmerzlicher Eindringlichkeit.

"Sind wir nicht wie irregegangene Kinder, die sich nach der Mutter sehnen? Was ist dieses Vegetieren noch wert? Geächtet, unter das Vieh gestellt, lebt man weiter in dieser Welt. Sie sind eine von der Rasse, die unsereiner beschmutzt, wenn er sie berührt ... Was bin ich, ein Bastard? Ein Stück Dreck, das meiner Mutter Schoß besudelte – sie war ja Ihrer Rasse, mein Vater dagegen der Sohn einer Jüdin. Ich ertrage den Gedanken nicht mehr! – Früher, da sagten die Leute gelegentlich: *Die Großmutter kannte Bismarck. Sie schrieb an den Kanzler, und er antwortete ihr!* Das Volk, das heute wegsieht, wenn ich auftauche, um mich nicht grüßen zu müssen, bewunderte meinen Vater, weil er den Mut hatte, mit Sozialdemokraten Freund zu sein. Jetzt ist es ihnen klar, warum er das tat – war er nicht Jude? Er fiel 1917 mit anderen Deutschen, und meine Familie verarmte in der Inflation wie andere deutsche Familien. Ich hab gearbeitet und hatte Glück. Zum Teil konnte ich die Häuser zurückkaufen, an denen meine Mutter so hing. Nun habe ich sie verloren wie andere Deutsche und bin doch nur ein Schmarotzer in deren Augen. Es geht mir zu gut. Ich habe noch dieses hier und soll es nun auch verlieren. Keiner gönnt mir dieses Heim. Aber sie können mich austreichen wie ein überflüssiges Wort, wenn sie das Haus haben wollen. Darum bleibt alles an seinem Platz. Kommt es soweit, daß ich fort muß, dann weiß ich, daß ich diese Dinge, die mich von Kindheit an umgeben, nie wiedersehen werde. Das ist nichts Besonderes; ich weiß, wie es in Deutschland aussieht. Um mich wird keiner trauern. Ich sterbe auch nicht auf dem Schlachtfeld. Ich werde in einem Lager verrecken, in das man Menschen wie mich sperrt, seit langem. Dorthin gehöre ich ja, zu diesen Unglücklichen – "

"Sprechen Sie nicht weiter, ich bitte Sie!"

"Verzeihen Sie."

Ruth hatte sich wieder aufgerichtet. Woher nahm sie den Mut, dem Mann über den gesenkten Kopf zu streichen? Er ergriff ihre Hand, besah sie lange und legte sie an seine Wange. Er sah Tränen in den Augen des Mädchens, beugte sich über das Lager, nahm Ruths Kopf in beide Hände und küßte ihre Lippen.



"Hörst du nichts? Charly – so horch doch nur!"

Charly grunzte im Schlaf. Piet richtete sich auf. Er lauschte hinaus in die Nacht. Von ferne klangen Schritte. Menschen in Scharen eilten durch die Straßen ... Piet erhob sich hastig, nahm eine Decke und ging ins Nebenzimmer, dort öffnete er ein Fenster. Er lehnte sich hinaus und sah eilende Schatten unten vorbeigleiten.

"Hallo – ist denn Alarm?"

"Noch nicht, aber bald."

Piet schloß eilig Fenster und Vorhang. Eine Weile stand er unschlüssig. Richard? Stefan? Piet seufzte. Offenbar war der Wachdienst in Unordnung geraten. Was sollte er tun? Vor Indiskretionen schreckte er zurück. Er ging und weckte Charly. "Es wird gleich Alarm geben! Mein Gott, was sollen wir tun? Stefan ist nicht zu sehen, das Radio ist abgestellt, Richard ..."

"Verdammte Weiber", knurrte Charly und sprang in die Höhe. "Wollen wir sie wecken?"

"Kannst du es nicht tun?" fragte Piet, während er eilig seinen kleinen Koffer schloß. In diesem Augenblick erklangen die Sirenen.

"Ich nehme an, daß sie jetzt aufwachen."

"Es wird zu spät, sie kommen nicht mehr zum Bunker."

Stefan erschien in der Tür, halb angekleidet. "Geht nur voraus, wir kommen sofort nach."

"Du hattest Wache!"

"Ich habe geschlafen – seit Wochen zum erstenmal geschlafen. Los, geht! Wir kommen."

Piet sah Charly zögern. Er dachte an seine Frau, an die Kinder, nahm sein Gepäck und raste hinaus. Charly sah nach Lohbergs Zimmer. Er pochte hart an die Tür, keine Antwort; auch er ergriff seine Tasche, murmelte etwas von *Stefan wird sie mitbringen* und folgte Piet. Der Bunker lag zwei Minuten vom Haus entfernt.

Wenn sie bald gehen, schaffen sie es noch. Ich hätte auch warten können auf sie. Aber zum Teufel, sind sie Kinder? Sie werden schon auf sich aufpassen. Charly trat auf die Straße. Es war naßkalt und neblig. Die Menschen wirkten wie Schemen. Nur ihre Schritte hallten durch die Nacht. Charly folgte der Herde, die dahintrabend alles an sich riß. Er geriet in ihren Sog und landete im Gedränge vor dem Bunker, der sich wie ein steinernes Mammut von ungeheuren

Ausmaßen auffürmte. Die Nacht schluckte die Umrise. Im trüben Schein eines roten Pfeils, der den Eingang zum Schutzraum wies, keuchten die Gehetzten zu ihrem Ziel. Charly hatte ein paarmal noch zurückgehört, ob er nicht unter den Stimmen diejenigen der Freunde vernähme ...

Stefan nahm derweil Grit den Koffer aus der Hand. "Wollen wir wieder ums Leben kämpfen?"

"Ja, denn jetzt lohnt es sich."

"Dann komm!"

"Ist Richard bei den andern?"

"Ich werde nachsehen." Stefan lief durch die Räume, ohne den Freund zu finden.

"Sie müssen längst fort sein. Komm!"

Immernoch waren Menschen auf der Straße, im Laufschrift ging es dahin. Zwischen harten, weitausgreifenden Schritten trappelten Kinderfüße, quiekten Kinderwagenräder.

"Höchste Zeit!" Stefan nahm Grits Hand und riß sie mit sich in den sicheren Unterschlupf.



"Sie sind alle fort."

"Sie werden sich sorgen, wenn sie dich nicht finden im Bunker."

"Dann haben sie immernoch die Hoffnung, mich nachher hier zu treffen. Wir halten es immer so – jeder kümmert sich um sein Heil. Das war so ausgemacht. Rücksichten nimmt man in solchen Fällen nicht gern an." Richard nahm die Taschenlampe. "Also gehen wir hier in den Keller. Draußen ist es jetzt schon menschenleer."

Er ging voraus und führte Ruth in den Schutzraum. Dort standen ein paar bequeme Stühle, ein Tisch, eine Couch, ein kleiner Ofen, und das alles bildete eine winzige, gemütliche Stube.

"Wie nett!"

Lohberg betrachtete Ruth, und ihm wurde bewußt, daß sie ahnungslos wie ein Kind in der ungeheuren Gefahr schwebte. Wie hatte er nur nachgeben können, als sie bat: *Bleib hier, ich kann jetzt keine Menschen sehen, am wenigsten deine Freunde. Wir wollen hier im Haus in den Keller gehen, oder auch nicht. Es ist alles Schicksal und Bestimmung, ob wir es überleben.*

Ihn hatte eine tiefe Gelassenheit erfaßt; er war nicht so ruhig gewesen. Seltsam war das Erleben mit diesem Mädchen. Sie hatte nicht die geringste Ahnung von weiblichen Listen. Ihre Zuneigung und Hingabe hatte ihn beglückt. Es war kein Rausch, es war ein sanftes, inniges Erleben, das seine Seele mit schmerzlicher Erwartung erfüllte. Richard hatte nie daran gedacht, eine Frau an sich zu binden. Nun wünschte er es. Während ihn solche Gedanken bewegten, hatte er in dem kleinen Ofen ein Feuer entfacht. Bald war der Raum behaglich warm. Ruth saß in einem Korbsessel, das ernste Gesicht von inneren Glück belebt.

"Richard, setz dich zu mir, ich möchte mit dir sprechen. Kannst du es verstehen, daß ich meinen Vater verlassen mußte, weil es mich zu dir trieb? Das war keine Abenteuerlust."

"Nein, Abenteuer hättest du wahrscheinlich genügend in deinem Dorf erleben können. Ich war auch so allein, jetzt erst weiß ich's. Die Freunde waren um mich, ich hab mich betäubt. Aber ich habe dich entbehrt, schon lange."

"Du, wir wollen mal den Krieg vergessen. Sprechen, als wärest du mein Mann, und wir begännen en langes, gemeinsames Leben. Du lächelst... – versuchen wir's doch!"

Richard dachte: *Gleich müssen die ersten Bomben fallen. Ein naiver Versuch.* – Aber alles blieb still, und Ruth kostete das Glück ihrer ersten Hingabe aus und dankte jeder Minute des Alleinseins mit Richard. Nur irgendwo in einem Winkel ihres Herzens saß die namenlose Angst, sich zu verlieren. Sie rückten zusammen und suchten in gegenseitiger gespielter Sicherheit Herr über das Grauen zu werden, das sie zueinander trieb. *Schafe im Gewitter*, irrte es durch Richards Kopf. Ihm fehlten die Worte. Er lauschte nach draußen und fand die Stille unheimlich. Wo blieb die Flak? War im letzten Augenblick ein anderes Ziel angeflogen worden? – Wie, wenn es noch ein *Morgen* geben würde? Dann mußte er mit Ruth hinaus ins Dorf zu ihrem Vater. Der Pastor würde anders über ihn denken als sie ...

Vielleicht war das die einzige Lösung. Er würde warten, bis alles zusammengebrochen war, dann konnte er wieder Mensch sein, – mit Ruth leben!

"Du, Lieber, ich werde nie mehr allein sein ...", begegnete Ruth Richards Gedanken. "Wir werden, wenn Vater alles weiß, zusammenbleiben. Und dann wird das Dorf für mich wieder schön werden, eine friedliche Landschaft, die sanften Hügel, die hohen Buchenwälder bei den grünen Koppeln. Jetzt verstehe ich, daß sie unbeschreiblich schön ist und daß ich sie liebe, diese Heimat. – Früher, wenn ich verreist war, und der Zug sich von Köln über Düsseldorf nach Duisburg heranschob, stand ich oft am Fenster. Meist war es in

der Dämmerung, wenn ich so heimfuhr. – Ein paar Wochen bin ich am Rhein gewesen, in weicher, klarer Luft. – Aber wenn das Industriegebiet begann, dann war ich zu Hause. Schlote, Steinhalden, Fördertürme, rotglühender Himmel über den Hochöfen statt eines leuchtenden Sonnenuntergangs. Dunkle verräucherte Häuser, schwarze Erde, fett vom Ruß. In den grauen, schmutzigen Bahnhöfen wirkten die Leute auf mich nicht mehr wie Fremde. Ich suchte nach bekannten Gesichtern, unwillkürlich, weil ich mich daheim fühlte. Mit den ersten Tränen, die ich runterschluckte, hab ich auch den ersten Staub dieser Luft weggespült. Dann war alles wieder wie sonst. Vorbei die sonnige, fröhliche Rheinlandschaft. Ich bin versunken in der Regsamkeit dieser grauen Städte, mit den Millionen Arbeitern, mit Kränen und Hochöfen und Abraumhalden, für mich das Gegengewicht zu meinem stillen Dorf am Wald. Nur du hast mir gefehlt, – ein Mensch! Der Mensch, der das alles mit mir fühlt und Anteil hat am Schönen. Erst mit dir ist die Vollkommenheit da ..."

"Ruth, Vollkommenheit auf dieser Welt wäre ein Ringschluß. Damit wäre ein Abschluß erreicht ..."

"Ich halte es für einen Beginn, kein Ende."

"Du meinst, daß wir damit in einer Zeit der Erfüllung treten könnten?"

"Du kannst es so nennen. Es wird kein stumpfes Dahinleben mehr geben, dafür ein erwartungsvolles Dasein, ein Wachen und Sehnen nach dem Morgen, der nach soviel Dunkel anbrechen muß!"

"Dieser Morgen wird Furchtbares enthüllen, mehr als wir jetzt ahnen können."

"Wir werden es ertragen, denn für uns wird er, trotz allem, ein Sieg über die Finsternis sein!"

Richard schwieg. Er stand auf und ging in dem engen Raum wenige Schritte hin und her. *Sie ist so zuversichtlich ... woher nimmt sie die Kraft?* Er setzte sich wieder. "Ach, Ruth, ich will nichts dagegen sagen. Ich bin innerlich so haltlos ... Für mich will es anders scheinen."

"Du darfst nicht schwanken. Sieh nicht auf das, was jetzt noch mächtig scheint, horche nur nach innen. Sagt dir denn nichts, daß es so nicht weitergehen kann? – Und wenn du Begründungen brauchst, dann rechne doch, denk an die Kräfte der Gegner!"

"Bis es soweit ist, sind wir längst nicht mehr. Unser Widerstand wird bald beendet sein – und unser Leben auch."

"Nicht alle werden vernichtet werden."

"Ich kann mich damit nicht trösten. – Wir wollen nicht mehr davon sprechen."

"Du hast recht, noch gibt es keine Vollkommenheit. Wir beide sind noch nicht eins. Wärest du so vertrauensvoll wie ich, wir würden durchkommen, Richard!"

"Klammere dich nicht an Wunder, Ruth. Es tut mir weh, daß ich dich enttäuschen muß, schon in dieser ersten Stunde unseres Alleinseins."

Ruth war sehr blaß. Ihr Mund wurde schmal, und sie sagte nur: "Du lähmst mich mit deiner Verzagtheit." Dann flammte sie wieder auf: "Aber ich glaube, du sagst das nur so. Man hat dich erniedrigen wollen, hat dir dein Selbstgefühl gestohlen. Wehre dich doch! Laß dich nicht zu dem machen, was die wollen. Sei du selbst!"



Sie hatten sich im Innern des Bunkers gefunden. Piet fragte sogleich: "Wo ist Richard?"

"In der Wohnung war er nicht mehr, als wir gingen."

"Hast du überall nachgesehen?"

"Stefan ist durch alle Zimmer gelaufen."

"Auch durch das der Dame?"

"Wieso? – Ach so, – Mensch!"

"Wenn man so aus dem Schlaf kommt und hat Eile, dann denkt man nicht an alles. Die Frau hatte ich überhaupt vergessen", entschuldigte sich Stefan.

Die vier kreuzten die Blicke. Jeder dachte daran, daß Lohberg wahrscheinlich mit dem fremden Mädchen in dem ungenügenden Schutz des Kellers geblieben war. Diese alten gewölbten Decken waren zwar fest, aber bei schweren Bomben ...

Gedrücktes Schweigen herrschte. Die Luft wurde schlechter. Man stand. Auf den Treppen hockte Mensch an Mensch. Ein Bild des Jammers, der Verzweiflung. Wieder kein Schlaf, aber Arbeit am andern Tag. Wieder ging es in einen Winter hinein, jeder war härter zu ertragen. – *Entwarnung!* Alle wollten so schnell wie möglich ins Freie. Schrittchen um Schrittchen wurden die Freunde hinausgeschoben. Ihre Ungeduld war größer als sonst. Vor dem Bunker verteilten sich die Leute schnell. Die Nacht saugte die strebenden Menschenknäuel auf. Piet machte die längsten Schritte, er war den andern einige Meter voraus. Er roch Brand, atmete Staubluft und geriet, je näher er dem Lohbergschen Haus kam, in immer heißere Angst um Richard.



"Ruth! Ruth!"

"Was war das?"

"Ein Einschlag in der Nähe. Nur ruhig, Kind. Diese Ruinen ringsum halten viel ab. Ein seltener Zufall, sollte es gerade dieses Haus noch erwischen. Man ist hier eigentlich genauso sicher wie in einem Bunker, das muß man sich nur erst einmal klarmachen."

"Aber die Dunkelheit – "

"Ich werde sofort Licht machen." Richard stand auf. "Meine Taschenlampe hab ich doch vorhin hier auf den Tisch gelegt? Unangenehm, der Staub." Ruth hustete bereits. "Gleich wird es hell, und wir können hier raus, nach oben."

Die Staubwolken verdichteten sich, oder – war es Rauch? *Es brennt*, dachte Richard, da fand er endlich die Lampe. Ihr Schein war milchig und schwach. Richard lief zur Tür, wollte sie öffnen, aber es ging nicht. Eine Weile stand er überlegend still. "Hier, nimm ein Tuch", sagte er hastig. "Bind es vor Mund und Nase. Natürlich kein Wasser da. Nein, nimm diese Gasmasken."

Unruhig huschte der Lichtschein der Lampe hin und her im aufwirbelnden, reizenden Rauch. Ruth sagte nichts. Sie konnte kaum noch atmen, ihre Augen tränten. Sie fühlte, wie Richards Hände ihr die unangenehm enge Gummihäubchen überstreiften und sank auf ihren Sitz zurück. Ein unerträgliches Summen war um sie. Dann hörte sie noch laute Schläge, polternde Steine. Richard schlug den Durchbruch, der erst vor wenigen Wochen flüchtig zugemauert worden war, wieder auf. *Gott, ich muß sie retten! Gib mir die Kraft! Raus hier, oder wenigstens Luft!* Er schlug zu und tastete ab. Groß genug die Öffnung zum Durchschlüpfen –

"Ruth!" Er fand sie zusammengesunken, riß sie hoch und trug sie zum Loch in der Mauer. Halb kletterte er hinein und zog sie nach, ins Dunkel. Richard biß die Zähne zusammen, als er im Nebenraum keine Spur von Erleichterung fand. Er glaubte, es nicht aushalten zu können vor Rauch, stolperte vorwärts mit seiner Last. Die Taschenlampe hatte er an einen Mantelknopf gehängt, sie pendelte, blitzte nach allen Seiten. Aber endlich, war es Einbildung? Der Rauch wurde schwächer. *Weiter! Weiter!* Er ließ Ruth zur Erde gleiten, suchte nach ihrem Kopf. Sie war ohnmächtig, brauchte Luft. Es war nicht leicht, von dem schwer in seiner Hand ruhenden Kopf die Gasmasken abzuziehen, endlich gelang es. Dann leuchtete Richard die Wände ab. Sie waren in einem Luftschutzraum des Nebengebäudes. Umherliegende Stühle, umgestürzte Bänke und ... weiße, feine Schwaden ... ein ziehender Qualm! *Weiter!* Wie lange quälte er sich schon? Er entdeckte eine eiserne Tür. Er versuchte, den Riegel hochzuschieben,

es gelang. Er drang in den Nebenraum vor, atmete die Luft, schal, dumpf, aber frei von Rauch. Er sprang zurück, hob Ruth noch einmal empor, mit äußerster Anspannung seiner letzten Kräfte, denn er fühlte eine Schwäche wie nie zuvor. Er schleppte Ruth hinein in den Raum, ließ sie wie ein Bündel zu Boden gleiten, warf sich vor die Eisentür, drückte die leicht verbogenen Riegel in ihre Zungen und sank danach vor der verschlossenen Tür zusammen, völlig ausgepumpt.



"Stefan!" Grits Hand krallte sich um seinen Arm. Stefan sagte, schwer atmend: "Wenn die da unten sind, dann ..."

Lohbergs Haus stand in Flammen. Zunächst verharrten die Freunde schweigend hinter der Absperrung. Piet drängte nach vorn. "Im Keller müssen zwei Menschen sein!" Der Mann vom Sicherheits- und Hilfsdienst fragte zurück: "Zwei? Mehr nicht?"

Piet wandte sich an einen, der mit heiserer Stimme Befehle brüllte, seinen Trupp antreten ließ wie auf einem Kasernenhof. "Hören Sie! Im Keller sind zwei Menschen, Richard Lohberg und –"

"So? Der Lohberg? Um den Mischling wär's allerdings schade!"

"Sie müssen sofort versuchen –"

"Allerdings schade, auch nur das Leben eines dieser Männer zu riskieren, wollte ich sagen, Herr!"

"Und eine Frau, eine Dame – !" rief Piet entrüstet. Er erhielt keine Antwort mehr. Ein neues Kommando erschallte, die Männer traten auf der Stelle, setzten sich in Bewegung und marschierten ab. Die Sperre wurde aufgehoben. Inmitten der ausgebrannten, ausgebombten Ruinen brannte das letzte Haus herunter. Die Straße leerte sich schnell, jeder wollte nach Hause. Wie erstarrt blickten die Freunde in die Flammen.

"Vielleicht sind sie gar nicht mehr im Keller?" flüsterte Grit.

"Ich hab sie in der Wohnung nirgends entdecken können... vielleicht waren sie doch im Bunker ..."

"Furchtbar."

"Es gibt noch eine Hoffnung ..."

Charly sagte nichts. Er hatte einen harten Gesichtsausdruck, als er, in die Flammen schauend, den Zusammenbruch des Lohbergschen Hauses beobachtete.



Richard wartete. Er hatte Ruth auf eine Bank gelegt, ihren Kopf auf seinen Schoß gehoben und tat nichts, um sie aus ihrer Bewußtlosigkeit herauszuholen. Mochte sie noch lange schlafen, ehe sie zurückfand in diese ... Grabkammer. Nun war sein Schicksal mit dem eines fremden, seltsam vertrauten Geschöpfes verknüpft. Bis in den Tod schienen ihre Wege vereint. Verfliegen war die Angst vor der letzten Spanne. Niemals aber hatte Richard sich vorgestellt, daß ein Wesen ihn begleiten würde in den Tod. Wußte er es denn jetzt? Nur weil eine Frau bei ihm war, die ihn durch ihre Liebe beglückt hatte? – Die Freunde... welche Ferne lag zwischen ihnen und ihm. Wie mochten sie sich sorgen!

Er hörte Ruth seufzen und wußte, daß sie erwacht war. Sogleich ließ er die Lampe aufblinken und beugte sich über sie. Ihre Blicke sanken ineinander. Ruths stumme Frage erhielt Antwort im Senken seiner Lider. Sie sah seinen resignierten Gesichtsausdruck und wußte um die Ungewißheit ihres gemeinsamen Schicksals. Sie versuchte sich aufzurichten. Er half ihr, zog sie dicht an seine Seite und legte seinen Mantel eng um sie beide. So saßen sie, ihre Hände ruhten ineinander. Endlich wagte Ruth zu fragen: "Wo sind wir?"

"Unter den Trümmern des Nachbarhauses."

"Kein Ausweg?"

"Noch nicht. Wenn es dir besser geht, werde ich suchen."

"Nein, bleib noch." –

Stille war um sie. Sie begannen zu frieren, rückten noch enger aneinander und suchten sich gegenseitig zu wärmen. Richard ließ das Licht umherschweifen. In der Mauer klaffte ein offener Durchbruch. Sollte er weitersuchen? Obwohl er das Assichtslose ahnte, stand er auf, um nachzuforschen. Ein grelles Hoffnungslicht flammte in ihm auf: wenn man sein Haus heute löschte und einen Weg zu ihnen bahnte? Die Freunde würden doch alles dransetzen! Er wußte nicht, ob er zu Ruth davon sprechen sollte. Sie saß da, anscheinend ergeben in alles, was auch kommen mochte, als erwarte sie nichts mehr. Richard bewunderte ihre Ruhe. Sie waren aber erst am Anfang, das wußte er.

"Ich will doch noch einmal nachsehen, wohin es dort geht."

Ruth ergriff die Angst, allein zu bleiben. "Ich komme mit." Beide kletterten sie durch das Loch in der Mauer. Ein Keller, genauso dumpf. Weiter. Ein Keller mit entsetzlichen Gerüchen, zur Hälfte verschüttet. Dort mochten noch verwesende Leichen liegen unter dem Schutt. Damit waren sie am Ende; sie gingen zurück.

Richard prüfte die Türen. Eine ließ sich öffnen, nur wenige Schritte konnte er tun, ein Berg von Steinen schloß auch hier den Weg ab. Sie waren in einer Falle, wie Richard es geahnt hatte.

Warten. – Sie kehrten zurück zu ihrer Bank. Weiter wagten sie sich nicht, denn der unerträgliche Qualm war noch in ihrer Erinnerung. Wie vorher hockten sie eng nebeneinander; es gab ihnen Trost. Allmählich wurde das Atmen schwerer, Schweiß brach ihnen aus. Als sie bemerkten, daß sie nicht mehr froren, erfaßte sie bebendes Entsetzen: Die Hitze des Brandes näherte sich – und fraß den Sauerstoff! Sie sog die Luft ein und meinten den Brand schon wieder zu riechen ...

"Vier Stunden sitzen wir jetzt hier; es wird Morgen."

"Längst muß etwas für uns getan sein – lange kann es nicht mehr dauern."

"Wir sind zwei Menschen, Liebster, die nicht vermißt werden. Wenn der Brand des Hauses nicht zu löschen ist ... kann es noch Tage dauern. Und solange halten wir es nicht aus."

Wieder schwiegen sie lange, dann sagte Richard bitter: "Wir müssen unserm kurzen Glück einen hohen Preis zahlen."

"Glück ist nicht an Zeit gebunden. Meine Seligkeit war so groß ... – und ich bin bereit, mit dir in die ... endlose ... Weite zu gehen. Gib mir deine Hand, wir wollen uns nie trennen." Sie lehnten sich aneinanderr, aber kraftloser; ihr Atem wurde zum Stöhnen. Richard riß sich das Hemd am Hals auf. Ruth umklammerte seine andere Hand. *Sie sah ihren alten Vater auf der Kanzel stehen, eine Vision: plötzlich wankte die Brüstung, auf der seine Hände ruhten, sie brach ab; – ein Gepolter berstenden Holzes, krachender Steine war um sie. Beide schrakten sie empor.*

"Ruth – was war das? Wo? Hörst du? Was ist das?!"

Sie waren beide erwacht aus ihrem Dämmerzustand und lauschten. Die Schwüle um sie war erstickend. In die tiefe Stille hörten sie noch einige Steine herabfallen, gerade als sie schon glaubten, ein Spuk habe sie genarrt. Die Geräusche kamen aus einem anderen Keller.

"Nachrutschendes Gestein", flüsterte Richard heiser. Aber sein Herz klopfte noch stärker als zuvor, in einer Erregung, die gefährlich für ihn war, weil sie seine letzte Kraft erschöpfte. *Hoffnung ... begründet? – unbegründet?* So mochten schon viele Menschen gesessen haben, in diesem Krieg ... *Noch einmal nachforschen? Vielleicht von einstürzenden Decken verschüttet werden, um einen noch qualvolleren Tod zu erleiden?* Eigenartig, wie klar sein Denken blieb. Er wandte sich zu Ruth: "Komm!" Er zog sie empor und ging erneut mit ihr zum Durchbruch, bückte sich und leuchtete in den anderen Keller hinein. Nichts.

Ruth schwankte, er fing sie auf. Ihre müden Glieder fügten sich eng an die seinen, suchten bei ihm Halt, Sie standen umschlungen. Nun gab es keine Hoffnung mehr, keine Brücken, sie waren vereint im Fühlen und Denken. Richard erkannte, daß ihr Einswerden zum Sinn seines Lebens und angesichts des nahenden Todes zur Erfüllung geworden war. Der Gedanke an eine Verlängerung dieses Lebens verebbte. Er wollte keine Wünsche mehr an die Welt haben.

Ruth war zu schwach, um gehen zu können. Richard trug sie fast wieder zu der Bank, ließ sie auf den Sitz niedergleiten und nahm seinen Mantel, legte ihn zusammen und schob ihn als Polster in ihren Rücken. Es tat ihm wohl, sie in letzter Stunde noch umhegen zu können. Dann wurde auch ihm taumelig. Sein Atem ging stoßweise wie der ihre. Er sank neben sie und lehnte an der unebenen Mauer, jeder Vorsprung schmerzte im Rücken. Zwischen den Schulterblättern stach es wie mit Messern bei jedem Atemzug. Irgendwo polterte immer aufs neue Gemäuer herab. Richard hörte es, ohne dem Geräusch noch eine Bedeutung beizumessen.

Richard wanderte mit Ruth über eine Wiese, im strahlenden Sonnenschein. Er war müde und sah vor sich den Wald. Glatte graue Buchstämme, die ihre Kronen entfalteteten und zusammenwölbten. Der Wald war das gemeinsame Ziel. Dort war es schattig und kühl. Auf dem braunen Laubboden mit den Moosinseln würden sie liegen, ausgestreckt ruhen und durch die grünen Dächer in den Himmel schauen. Die Sonne, die jetzt unerträglich auf sie herniederbrannte und ihre Nacken sengte, würde in spitzen Pfeilen durchs Blattwerk stechen und den feuchten Waldboden mit hellen Lichtern schmücken ...

Je länger sie wanderten, umso ferner schien der Wald. Die Wiese unter ihnen summte von Insekten. "Ich möchte ruhen", bat Ruth. Er wollte bei ihr niederfallen ins hohe Gras, hoffend, daß der Boden etwas Kühle spende; da sah er, daß sie längst über trockene, verdorrte Heide gingen. Im Sand war solche Glut, daß sie durch die Schuhsohlen zu spüren war ...

Der Wald war verschwunden. In der Ferne standen tiefgraue Wolken, die ein Unwetter ankündigten. Dumpfes Rollen war über ihnen. "Regen, wenn endlich Regen käme", sagte Ruth. Aber kein Wind regte sich, die graue Wand stand in der Ferne, unbeweglich war die flimmernde heiße Luft um sie. Die Stille summte wie schwärmende Bienen.

"Die Sonne dörrt uns vollkommen aus!"

"Es ist nicht die Sonne, die Hölle ist es! Sieh den glühenden Schlund vor uns. Wie die Flammen herauszüngeln, um uns anzulecken. Wie gierig das Böse uns

erwartet. Wir dürfen es nicht fürchten, dann weicht es zurück, und der Himmel tut sich uns auf!"

"Am Himmel brennt die Sonne, sie ist genauso heiß. Alles verschmilzt, das Böse im Guten, das Gute im Bösen. Aber was ist gut, was böse? Ich will beides nicht länger ertragen, nur Lauheit ist noch möglich. Und ich werde, wenn ich kann, ein mißachtetes Dasein des Schwächlings, des Lauen vorziehen, es kann mich weder dem Himmel noch der Hölle nahebringen."

"Leben, leben! Wir beide in der milden Weichheit des Ungewissen, zwischen den beiden Polen, deren Nähe uns unerträglich ist. – Komm zurück, Liebster, wir wollen das schöne Dasein der Unvollkommenen weiterführen!"

"Wir werden zurückgehen, wenn sich das Gewitter über uns ausgetobt hat. Wir werden am Boden liegen und die Ströme des Regens über uns weg rinnen lassen in die trockene Erde. Unsere Leiber sollen mit ihr eins werden, aus der Erde werden wir wieder neue Kräfte ziehen. Hörst du den Donner, Ruth? Die ersten Tropfen ... sie fallen sacht und doch schwer, so schwer auf uns nieder ... und endlich ... Luft ... Luft – Luft!"

Richard atmete gierig. Es wurde kühl um ihn, daß er schauerte. Eine Decke wurde über ihn gebreitet. Richard flüsterte: "Ruth, wo bist du?" Eine Hand legte sich auf die seine, eine bebende, tiefe Stimme sagte: "Sie ist in deiner Nähe." Da erwachte er, wirklich, er war wach und konnte nun bewußt die Luft spüren, die tief und belebend in ihn drang. Er sah, daß Grit bei ihm war.

"Dort!" sagte Grit und wies zur Seite. Ja, da lag Ruth, und Stefan machte künstliche Atmung mit ihr, versuchte sie zurückzurufen ins Leben. Von Richards angestrengtem Schauen verschwammen die Bewegungen, die Stefan mit Ruths Armen machte.¹ Erneut versank er in Dämmern.

"Grit!" Sie erhob sich sofort und trat zu Stefan. Sie kniete neben Ruth nieder und betrachtete sie aufmerksam, geriet in atemlose Spannung. Es war kein Zweifel, Ruth atmete wieder.

Grit sah in das schweißüberströmte Gesicht ihres Mannes; seine Züge waren verzerrt von der Anstrengung. Im Hintergrund standen Charly und Piet. Durch das Loch in der Decke fiel trübes Licht, begleitet von unangenehmer Kälte, unablässig sprühte feiner Regen in den Raum. Grit trat hinter Stefan, nahm ihm Ruths Arme aus den Händen und setzte die Übungen fort. Stefan legte den Kopf auf die Brust der Bewußtlosen, dann glitt ein kurzes, triumphierendes Lächeln über seine verkrampften Züge. Seine Augen, von tiefen Schatten umgeben, verloren den starren Blick. Grit lächelte ihm zu, anders als sonst, warm und mütterlich. Stefan Koltai schluckte an einer Rührung, die er schnell überwand.

¹ Wiederbelebung nach h. r. silvester

Charly und Piet lösten sich aus dem Dunkel der Kellerecke und kamen heran. "Nun, wohin mit den beiden und uns?" fragte Stefan. Piet hielt ihm die Jacke entgegen; der Arzt war hemdsärmelig, die Wäsche klebte ihm auf Brust und Rücken. Piet zog ihn an, Stefan ließ es sich willenlos gefallen. Charly reichte ihm eine Zigarette. Koltai war so erschöpft, daß seine Hände zitterten, als er versuchte, Feuer zu machen. Grit hüllte Ruth in ihren Pelz. "Sie schläft fest. Gib mir auch zu rauchen, Charly."

"Hier können wir nicht bleiben, es ist zu kalt", erinnerte Piet. Die Suche nach einem neuen Asyl mußte beginnen.

"An sich wäre es eine günstige Gelegenheit, denke ich ...", ließ der sonst schweigsame Charly sich vernehmen. "Ich meine, Richard hätte jetzt eine Möglichkeit, zu verschwinden: er ist tot. Wir alle sind Zeugen, daß er in seinem Hauskeller war. Auf diesem Keller liegt jetzt der Schutt des verbrannten, eingestürzten Lohbergschen Hauses. Lassen wir den letzten Lohberg dort mitbegraben."

"Das Mädchen, du vergißt das Mädchen."

"Das Mädchen kennt niemand hier, keiner weiß, daß sie unser Gast war. Sie wird zurückkehren und schweigen. Wir werden Richard vorläufig hier in den Ruinen verbergen, bis wir etwas anderes gefunden haben. Kein Mensch hat unsere Arbeit in dieser Nacht gesehen, niemand weiß, daß wir ihn ausgebuddelt haben. – Wenig später wären die beiden sowieso gestorben. Hinter ihm steht die Drohung des Lagers. Wir müssen ihn jetzt davon überzeugen, daß er das Ende in irgendeinem Versteck abwarten muß. Wir müssen für ihn sorgen." Es war die längste Rede, die Charly ihnen je gehalten hatte. Sie beeindruckte den Kreis so sehr, daß keiner dagegen sprach.

"Ich muß in die Klinik", sagte endlich Stefan. Der Morgen nach zwei schweren Angriffen! Er wußte, wie dringend er gebraucht wurde. Grit blickte sich um. "In diesem elenden Keller kann er unmöglich bleiben; das hält er nicht lange aus. Der Winter kommt."

"Ja, – der letzte vor dem Ende."

"Das haben wir auch schon letztes Jahr geglaubt. Wer weiß, wozu diese Bestien noch fähig sind, um diesen Zustand zu verlängern. Könnt ihr für Richard sorgen, bis ich wiederkomme? Hier in der Tasche sind Kaffee und Eßwaren. Ich fahre zu Marianne raus und bin nachmittags zurück." Grit wartete Stefans Einwand nicht ab. Sie ahnte, wie entsetzlich schwer es für ihn war, sie unterwegs zu wissen. Sicher waren die Bahnstrecken beschädigt; also mußte sie versuchen, auf irgendeinem Lastwagen mitgenommen zu werden. Am besten war es,

wenn sie ihre Pflegerinnentracht anlegte. Also mußte sie zuerst ins Heim. Es würde nicht leicht sein, einen Tag Urlaub zu bekommen.

Grit lief immer schneller der ehemaligen Klosterschule zu, in der man obdachlosen Kindern eine Unterkunft eingerichtet hatte. Namenloses Elend wohnte in diesem Haus. Zarteste Kleinkinder, haltlose Jugendliche, alles heimwehkrankte, verlassene Geschöpfe, die im Chaos verkamen. Grit zog sich in ihrem Zimmer hastig um. Als sie den breiten Gang hinabschritt, auf das Zimmer der Vorsteherin zu, wurden ihre Schritte zögernder. Grit mochte diese Frau nicht, deren harter Blick vielen Kindern Angst machte. Sie dachte wieder an Richard, der in dem modrigen Keller lag, und klopfte entschlossen an. Schnell öffnete sie die Tür und trat an den Schreibtisch. "Guten Morgen, Frau Oberin." Sie sah das nervöse Zucken um die Lippen, die schon eine Zurechtweisung formten. "Ich muß unbedingt zu meiner Schwester fahren. Es handelt sich um –"

"Wir haben heute früh achtunddreißig Kinder aufnehmen müssen, Schwester. Sie wissen, was das bedeutet gegen eine Privatangelegenheit. Sie sind unentbehrlich!"

Grit kam nicht dazu, den Grund für ihre Fahrt anzugeben. Es schien ihr ein Glück; in ihrer Erregung hatte sie die Wahrheit sagen wollen. Sie betrachtete das glatte, kühle Gesicht der noch jungen Oberin. Natürlich hatte sie es verkehrt angefangen; sie hätte überhaupt nicht hierherkommen dürfen. Aber in dem leichten Kostüm hätte sie zu sehr gefroren. "Es ist wirklich dringend nötig, daß ich diesen Urlaub erhalte."

"Schwester, ich kann Sie nicht mit Gewalt halten. Wenn das Pflichtgefühl Sie heute hier nicht bindet, so bedaure ich, Sie nicht länger auf Ihrem Posten belassen zu können. – In der Heimat scheint mir zu viel Ablenkung von Ihren Pflichten zu bestehen. Vielleicht würden Sie im Warthegau mehr Sammlung aufbringen. Frau Dr. Menzel habe ich übrigens wegen ähnlicher Ansuchen nach dem Generalgouvernement versetzen lassen. Tun Sie also, was Sie für richtig halten."

Grit wandte sich um. Sie ging, ohne sich noch umzusehen, dem Ausgang zu.

MARIANNE

Während noch die Sirenen heulten, war sie bereits angekleidet. Es lag ja alles griffbereit: Strandhose, Wolljacke, dicke Strümpfe und derbe Schuhe. Dann kamen die Kinder. Silvie schlief immer so tief. Marianne mußte sie mühsam zu sich heranziehen, um ihr die Trainingshose überzustreifen. Oft versagte ihre Kraft dabei, denn die Schlafende rollte sich zusammen, sobald sie die wärmende Decke vermißte. War sie endlich wach, dann streckte sie der Mutter beide Arme entgegen, um sich die Jacke anziehen zu lassen. Sie baumelte die langen, dünnen Mädchenbeine über den Bettrand und empfing die Hausschuhe. Marianne wandte sich zu Geertje, einem Blondkopf, der sich die Augen rieb. Er erhielt einen zärtlichen Kuß, wurde in eine Decke gehüllt und hinübergetragen in den Keller. Dort wurde er in Mariannes ausgedientes altes Kinderbett verpackt und schlief sofort wieder ein. Silvie folgte mit Kissen bepackt, sie taumelte fast. Die Mutter bettete auch sie, eilte dann wieder hinauf, schleppte noch Decken und Taschen hinunter, sank endlich ermattet auf einen Stuhl und begann, wie in jeder solchen Nacht, mit dem Warten ...

Dieses Warten, bei dem die Gedanken durcheinanderliefen wie feine, schwingende Fäden, die sich fortwährend verschlangen und wieder lösten, hierhin und dorthin flatterten, haltlose Gebilde, bis sie endlich sich zu einem Strang zusammenfanden, der bis zu Uwe reichte. Irgendwo, tausende Kilometer entfernt, war Uwe.

Dann war er bei ihr – der Ferne – und Marianne hielt Zwiesprache mit ihm. Sie hatte seit Monaten keinen Brief von ihm erhalten. Uwe konnte längst tot sein, aber Marianne wußte, daß er lebte.

Mama meint, es sei nicht recht von mir, mich hierher zurückzuziehen. Wir sind so allein, abgeschnitten von der Stadt. Hier habe ich auch jede Nacht die Last mit den Kindern. – Ja, aber du bist daheim, in unsrem Häuschen. Du brauchst die vielen Menschen um dich herum nicht, Marianne. – Manchmal denke ich, alles ist sinnlos, was man tut, Uwe. Was fürchten wir denn, den Tod? Dem wir nicht entrinnen können? – Unser ganzes Leben ist durchsetzt von dem Versuch zu vergessen, daß wir dem Tod mit jedem Atemzug näherrücken. Er ist nichts

Schreckliches, nur so unmittelbar unter uns gestellt, wirkt er überwältigend. Ich wünschte, diese Trennung von dir wäre zu Ende. Ich will wieder mit dir leben, Uwe! – Tust du das nicht, tiefer, inniger denn je? – Ich muß dich sehen, fühlen. – Ich sehe dich, ich fühl dich, wann ich will. Nur vieles ist gewichen: das Kleinliche, Alltägliche. – Glaubst du, daß auch andere so denken? – Ja, viele von uns, hier an der Front. – Am Tag ist alles anders, da bin ich dir nicht so nah wie in diesen Nachtstunden. – Dann sind diese Stunden für uns ein Segen. – Sie sind auch eine Qual, sie machen mir bewußt, daß wir getrennt wurden, gegen unseren Willen. – Du meinst unsere Körper? – Das ist doch eins, wir sind so. – Marianne, der Geist hungert so sehr, und niemand, der ihn stärkt. Ist der Körper mehr? Er schreit nur brutaler, lauter um sein Recht. – Manchmal zweifle ich auch an deiner Liebe, Uwe. Nie klagst du in deinen Briefen über Sehnsucht, wie ich. Und hättest doch mehr Grund dazu, denn ich hab unsere Kinder. – Du bist Mutter ... und der Erde näher. – Andere Männer ertragen es schwerer als du. – Vielleicht sind sie auch wirklich von ihren Frauen getrennt. Stellten wir nicht immer die Seele höher? – Ich weiß nicht, ob ich dir immer werde folgen können, Uwe. Sag, kostet es dich Überwindung, so zu sein? – Ich bin ja bei dir, immer. Wenn über unserem Garten die Sonne steht, dann gehe ich unsere Wege. Ich sehe nur unser kleines Haus, nie die kalte Wohnung in der Stadt. Darum möchte ich dich dort auch immer suchen können.

Marianne sah ihn nun deutlich vor sich, den blonden, großen Menschen. Zugleich aber begann die wilde, hämmernde Sehnsucht in ihr zu erwachen. Sie war allein, trotz der Kinder! Und sie blickte sich um wie eine Verirrte, die keinen Weg mehr sieht.

In der Ferne grollte die Flak wieder auf, und Marianne registrierte: Neuer Anflug – noch eine Stunde Warten ...

Uwes Gestalt war zerronnen, wie ein Spiegelbild in bewegtem Wasser. Mit ihrer Sehnsucht nach seiner wirklichen, greifbaren Nähe verlor sie ihn jedesmal. *Ich bin zu sehr an das gebunden, was mir sein Körper gab. Ich kann ihn nicht in zwei Wesen trennen, von denen das eine mir immer nah sein soll, während das andere fern ist. Ich muß ihn ganz haben. Das ist nicht er, was zu mir spricht in weltabgewandter Enthaltbarkeit.*

Und Marianne beschwor die Vergangenheit herauf: Über dem See hatte das Morgenlicht gelegen wie eine Verheißung. Der Tag brach an mit dem Jubelgesang der Vögel. Marianne hatte im Zelt mit Uwe genächtigt, war mit ihm in den klaren, kalten See getaucht und hatte neben ihm in gleichmäßigen Stößen das andere Ufer erreicht. *Schau rüber, dort wird unser Haus einmal stehen*, hatte Uwe gesagt. Und es erfüllte sich, wie alles, was er bisher ersehnt

hatte. Er baute das kleine Blockhaus, das später als Gästehaus diente, in diese kleine Wildnis.

Uwe war als Sportlehrer in die Stadt gekommen, und als Marianne ihn kennenlernte, war er noch erfüllt von der heimlichen Sehnsucht nach seiner Heimat, den weiten Ebenen der Marschen und dem Meer. Er schien so stark und in sich selbst ruhend und war doch zuerst haltlos, konnte nicht wurzeln, bevor er Marianne traf. Später gab er ihr die Kraft, sich von der Familie zu lösen. Er verspann Marianne in sein von Hoffnungen und Wünschen erfülltes Leben. Zusammen waren sie nicht so leicht zu beugen, das fühlten sie beide. Seine Sätze waren immer nur andeutend, skizzierten gleichsam sein Wollen, und doch verstand ihn Marianne. Sie hatten zusammen am Fuß der alten Eiche gesessen und sich ihren Garten vorgestellt, so, wie er dann entstanden war. Immer neue Pläne hatten sie, die sich einer aus dem andern ergaben. Sie wollten sich eine eigene Welt schaffen. Alles schien ihnen zu gelingen, manchmal fast zu schnell, und Marianne bangte um etwas, dem sie keinen Namen geben konnte. Solche Ängste kannte Uwe damals noch nicht; er war von seinem Glück überzeugt.

Die Erinnerung an Mama und Grit verschwamm, sie schienen ausgelöscht. Marianne hatte erlebt, wie für diese nächsten Verwandten immer nur ihr eigenes Leben im Mittelpunkt stand; sie selbst war die Schwache und Nachgebende gewesen. Ohne Uwe wäre sie verkümmert. Die alte Dame erstarrte fast, als sie das gegen ihren Willen verheiratete Paar zum erstenmal besuchte. Es war Sommer, Marianne, barfüßig, braungebrannt, mit wildem Schopf, lachend und glücklich, sprang ihr entgegen. Sie führte die Mutter zunächst in das kleine Blockhaus, dann zu Uwe, der in weißen Shorts, ohne Hemd, ungestüm im Garten arbeitete. Sein Oberkörper zeigte das Spiel der Muskeln; indigniert wandte die Mutter sich ab. Sie kam erst wieder zu Besuch, als Marianne und Uwe winters in der Stadt wohnten, – nachdem Uwe seinen großen Erfolg als Autor gehabt hatte. Uwe sah gepflegt aus, Marianne war sogar elegant gewesen. Angesehene Leute waren neben ihr zu Gast; die Justizratswitwe wunderte sich. – Im Frühjahr wurde es dann gebaut, das weiße Haus, und Uwe hatte darin ein großes, helles Arbeitszimmer. Er schrieb an einem neuen Stück. Mama verstand nicht, daß er Sportlehrer blieb. Marianne begriff Uwe: er brauchte junge Menschen um sich. Dann kam das Kind. Es nahm Marianne sehr in Anspruch. Für Uwe kamen Reisen, die ihn allein hinausstellten in eine unruhige Welt. Marianne war seiner sicher; sie bebte vor Glück, wenn er zurückkam und sich wieder in seine Einsamkeit mit ihr vergrub.

Allmählich wurde Uwe versonnen und stiller. Er begann über die Welt nachzudenken, über dieses Deutschland, für das er schrieb; Marianne fühlte, daß etwas in ihm bohrte. Sie spürte seine Unzufriedenheit, wenn er aus der Stadt

zurückkam. Manchmal gelang es ihr nicht, ihn fröhlich zu stimmen. Auch Silvie, das Kind, starrte er oft nachdenklich an. Einmal erlebte Marianne, wie er es impulsiv in seine Arme schloß, als müsse er es vor einem Unheil bewahren. Sein Blick war abwesend. Leise trat Marianne zurück, ging dann nochmal lauten Schrittes ins Zimmer und fand Uwe, an seinem Schreibtisch sitzend, als sei er nie aufgestanden. Das Kind lag im Wagen und krächte vor Enttäuschung, so hastig mußte er es niederlegt haben.

"Das ist kein Sport mehr, kein Training, – das ist Drill, stupider Kasernenhofdrill!" sagte Uwe eines Tags unvermittelt aus seiner tiefen Verstimmung heraus. Marianne versuchte zu kombinieren, aber sie wußte nicht, wo sie anfangen sollte, und fragen mochte sie nicht. Es war der Tag vor den großen Ferien, und Marianne freute sich schon, Uwe endlich wochenlang ungestört bei sich zu haben.

Es war ein unvergleichlich schöner Sommer. Wie in ihren ersten Tagen, da sie sich kennenlernten, lebten sie ein unregelmäßiges, wildes Leben. Sie machten oft die Nacht zum Tag und schliefen tagsüber im Garten in der Hängematte. Silvie störte sie nicht, sie hatten eine zuverlässige alte Kinderfrau.

Eines Nachts erwachte Marianne, als habe jemand sie gerufen. Müdigkeit und Schlaf wichen von ihr. Sie lauschte auf Uwes Atemzüge, aber sie hörte nichts. "Schläfst du denn nicht?" flüsterte sie.

"Nein."

"Kannst du wieder nicht schlafen? O, Uwe, nur diese Nacht wollen wir diesmal ruhen. Ich habe schon ein schlechtes Gewissen, denn ich vernachlässige das Kind so sehr."

"Es geht nicht, Marianne –"

"Was quält dich?"

Sie wartete, aber Uwe fand noch nicht die Kraft, frei zu sprechen. Marianne sah zum offenen Fenster, vor dem sich die leichten Vorhänge im Nachtwind blähten. Es war eine zauberhaft schöne, klare Mondnacht. Marianne erhob sich und trat hinaus auf die im silbrigen Licht liegende Terrasse. Uwe sah unbeweglich zu, wie Marianne, versunken in den Anblick des sternenfunkelnden Augusthimmels, am Türrahmen lehnte. Ihr Nachthemd wurde vom schimmernden Licht so durchströmt, daß Uwe den Eindruck bekam, eine kaum verhüllte Marmorstatue stände da. Entzückt betrachtete er die sanften Linien des geliebten Körpers, aber es geschah mit der Schwermut eines Abschiednehmenden. Endlich wandte sich Marianne um und trat ins Zimmer zurück, um wieder ins Bett zu schlüpfen. Sein Schweigen versetzte sie in Angst. Sie wollte stumm an ihm vorbei.

"Marianne –"

"Ja?" Sie zögerte, dann setzte sie sich auf den Rand seines Bettes. "Kannst du es mir nicht anvertrauen? Hab keine Furcht, daß es mich kränkt, was du auch sagst, – selbst wenn es sich um eine andere Frau handeln sollte." Während sie so sprach, krampfte sich ihr Herz in namenloser Angst zusammen.

Uwe richtete sich halb auf, er stützte den Kopf auf den gebeugten Arm. Die Erwähnung einer anderen Frau wollte ein Lächeln auf seine Lippen zwingen. Wie schnell konnte er diese Befürchtungen zerstreuen. – Er umspannte mit seiner freien Rechten ihre Hände, die in ihrem Schoß lagen.

"Sag mir alles, Uwe, alles!" bat sie.

"Es gibt keine andere Frau."

"Dann ist doch alles gut."

"Es ist viel schlimmer, Marianne. – Ich weiß nicht, ob es gut war, dich hierher zu verpflanzen in die Einsamkeit. Du hältst dich viel mehr zurück, als ich je annehmen konnte. Du willst nichts wissen von draußen, liest keine Zeitungen, hast keine Gesellschaft. Nur mich hast du um dich gehabt, der dir bewußt alles fernhielt, was unruhig und beängstigend ist in der Welt ..."

Marianne schüttelte erstaunt lächelnd den Kopf: "Bin ich denn nicht tausendmal glücklicher so?"

"Ja, noch bist du es. Ich dachte auch bisher, es sei gut so."

"Und was denkst du jetzt – ?"

"Jetzt kann ich vor Angst um dich keinen Schlaf finden. – Wir beide haben gelebt wie Verzauberte, die plötzlich in eine rauhe Wirklichkeit gestellt werden könnten. Hätten wir unsere Ehe abgleiten lassen in die tausendfach vorgezeichneten Spuren anderer Ehen, so würden wir das, was in dieser Zeit von uns gefordert wird, vermutlich als hinnehmbares Schicksal empfinden, als normal. Aber wir haben unsere Liebe abgeschirmt; es gab nichts, das uns unsere Stunden entweiht hätte. Weder deine Mutter noch irgendein Mensch boshafter Gesinnung kam an uns heran. In der Gesellschaft gelten wir als langweilige Menschen – "

"Das läßt sich ertragen."

Ich finde nicht den Mut, es ihr zu sagen, dachte Uwe. Immer wieder kam er ab. Würde auch dieses Gespräch mit einem belanglosen Schluß enden? Von Marianne als Depression seiner empfindlichen Natur gewertet werden? Sie war zu ahnungslos, zu engbegrenzt ihr Wissen von dem, was vorging. Seit zwei Jahren rang er mit einem schweren Entschluß, wurde er hin- und hergerissen von seinen Gefühlen. Das Haus, das Stückchen Land, es band ihn, war Heimat geworden. Es bedeutete Marianne und alles, was ihm teuer war. Jetzt war es zu spät; der Sommer ihrer Liebe neigte sich dem Ende zu. Uwe, der zitternd ein Einmaliges, ein großes erlösendes Geschehen erwartet hatte, gegen seinen

Glauben allerdings, sah es nun rasend schnell wachsen, das Drohende, in der dämonischen Gewalt eines ungeheuren Vorhabens, das über Deutschland schwebte. Uwe blickte um sich. Verklärendes weißes Licht lag über dem Raum. Es war so hell, daß er jede Einzelheit erkennen konnte. Das sollte er zerstören, all dieses heimliche Weben solcher Nächte? Das leiseste Flüstern des einen Wortes würde das Traumhafte auslöschen und in quälendes Lauern auf den Eintritt des Entsetzlichen verwandeln ... Er zog Marianne sacht zu sich nieder. Sie legte den Kopf an seine Brust, fühlte seine Verworrenheit, aber gab es nicht Schwankungen in jedem Menschen? "Marianne," flüsterte er über ihren Kopf hinweg, "Marianne, man wird uns auseinanderreißen, wenn das Signal zur Vernichtung aufruft. Es wird wieder geschehen, daß sich die Völker aufeinanderwälzen wie einst. Was unsere früheste Kindheit trübte, wird auch das Glück unserer Kinder zerstören. Aber die Belastungren werden unendlich schwerer sein als damals."

"Krieg – ?" Das Wort hallte wie ein Schrei in dem hellen Zimmer, floh hinaus in die Mondnacht und stand gebannt wie ein Fluch über dem schlafenden Land. Die träumende Landschaft gab keine Antwort. Im weichen Duft ausreifener Äcker, im schimmernden Nebel über dem See, im Rauschen alter Baumriesen atmete noch der Frieden.



Später lag Marianne oft allein wach, – der Nächte gedenkend, da Uwe bitter und verzweifelt von seinen vernichteten Hoffnungen gesprochen hatte. Stunden um Stunden sann sie, hörte sie wieder seine Stimme, erlebte sie wieder ihren aufwühlend schmerzlichen Abschied.

Vor Jahren hatte sie einmal einen amerikanischen Filmbericht über die Kämpfe in China gesehen und dabei die Auswirkungen eines Luftangriffs als Zuschauerin gleichsam erlebt. Asiaten? Menschen waren es! Frauen rannten mit ihren Kindern auf dem Rücken durch brennende Straßen. Mitleid oder auch Vorahnung hatte Marianne in lautloses, krampfhaftes Schluchzen ausbrechen lassen. Fanfarenklänge bedeuteten für sie – sinkende Schiffe, hilflos tastende Hände, sterbende hoffnungsvolle Menschen, weinende Frauen, gleich, in welchem Land sie lebten, welcher Nation sie angehörten. Ihre Mutter hatte sie daran erinnert, daß sie da um Menschen klage, die schließlich ihrer Heimat Feinde seien. Marianne konnte es nicht so sehen. Sie wollte glauben, daß diese,

die sich nichtmal kennen, niemals gegeneinander kämpfen würden, wenn nicht das Signal dazu von jemandem gegeben würde, der den Krieg als Symbol des Heldentums pries.

Uwe hatte ihr viel gesagt in jener Nacht ... Das Unfaßliche war für Marianne, wie folgerichtig er die Zukunft erkannt hatte, damals, als sich ihr Glaubenwollen noch aufbäumte, um ein schon zerstörtes Glück länger zu halten. Inzwischen tauchten seltsame Gedanken in ihr auf, die Uwe damals als unausbleibliche Folgen einer hungrigen Natur angedeutet hatte:

Es werden Lockungen und Verheißungen vor dir erstehen. Einmal, wenn ich weg bin, wirst du an einen anderen Mann denken. Sei dann nicht unglücklich, denn das bist nicht du, das ist das Fremde in dir, das zur Macht gelangen wird, wenn wir unsere Seelen nicht mehr aneinanderschließen können. Die Nächte unseres letzten Sommers darfst du nie vergessen, wenn zwischen uns die Kälte der vereisten Steppen zu liegen scheint. Wenn du zu den Sternen aufsiehst, die dann kalt und feindlich funkeln, den Mond betrachtest, der dir Furcht einjagt, weil er keine friedliche, trauliche Erscheinung mehr ist, sondern die Nachtangriffe ankündigt, dann erinnere dich an unseren letzten Sommer ...

Marianne hatte ihn gebeten: *Schone mich jetzt, du hast nie so etwas gesagt, jetzt gibt dir nur deine eigene Verzweiflung solche Ahnungen ein!* – Hatte sie ihn auch nur eine Sekunde ablenken können? Sie fühlte, daß er unerschütterlich überzeugt war vom Untergang! Sie versuchte zu beten. Sie stammelte zu einem Mächtigeren als dem, der das Schreckliche befahl; – es mußte ihn geben! So empfing sie etwas Ruhe und Frieden in den Nächten, da sie wachend kämpfte mit dem Fernen, der Uwe war und Gott, denn dann liebte sie beide in einer Person. Erst wenn Uwe daheim war, nach kurzen Urlauben ihr wieder alles Weh ungestümer Trennung bereitete, dann spaltete sich Gott von Uwe. Dann lag sie in Uwes Armen und fühlte sich geborgen. Wenn Uwes Stiefel auf den Steinplatten vor dem Haus verklungen waren, wenn die Stille lähmend über alles herabsank, fiel Marianne auf ihr Bett. Sie fand keine Tränen, die ihre Starrheit gelockert hätten. Die alte Babette hatte mit den Kindern das Haus verlassen und war ins Dorf gegangen, lange vor dem Abschied. Uwe ging immer allein, er wollte nicht, daß Marianne ihn zum Bahnhof begleitete.

Aus ... aus ... aus. Jeden dieser Abschiede empfand Marianne, als zerrisse man sie, als spalte sich ihre Seele vom Leib. Erst nach Tagen fand sie zu ihren Kindern zurück. Ein wehes Lächeln lag um ihren Mund, wenn sie zärtlich zu ihnen war.

Über den Wäldern lag das tiefe eintönige Brummen der Flieger, und Marianne saß wieder allein. Die Scheiben klirrten unter dem Dröhnen der Bomber. Marianne wußte, daß ihr Haus nicht zu verbergen war. Zu weiß lag es im Mondlicht. Aber sie war ruhig. Sie tat, was sie tun mußte, um sich nachher keine Vorwürfe machen zu müssen, schleppte mühevoll die Kinder in den Keller und wieder zurück, aber sie ließ Babette schlafen im Souterrain. Der Gedanke, der alten, treuen Seele die Nachtruhe zu erhalten, gab ihr eine seltsame Genugtuung. Und – so war sie allein mit Uwe, der lange nicht geschrieben hatte, oder vielleicht doch schrieb: Briefe, die sie nicht bekam. Endlich kam leise der eintönige Ruf der Entwarnung, Der Wind hatte gedreht, daher vernahm sie ihn kaum. Wieder eine Nacht vorbei. Schon das war ein Aufatmen wert.

Silvie schlief fest, Marianne wollte sie nicht wecken. Sie hob das Kind auf und trug es nach oben. Keuchend langte sie wieder im Keller an: Geertje mußte noch bewältigt werden, dann hatte sie Ruhe. Sie war so müde. – Endlich lag sie auch und wartete auf den Schlaf wie auf einen verheißenen Lohn. Sie hörte das sanfte Rauschen des Regens; sein Verklingen brachte einen Singsang des aufkommenden Windes. Morgen würde es trocken sein und etwas kälter ...

Als Marianne erwachte, zogen die Wolken in mächtigen Ballen über den aufklarenden Himmel. Die Kinder schliefen noch. Marianne stand leise auf und ging ins Badezimmer. Aus der Halle strömte Kaffeeduft nach oben. Babette hatte wieder ein schlechtes Gewissen wegen der verschlafenen Alarmnacht und opferte ihre letzten Kaffeebohnen. Als Marianne herunterkam, schalt sie: "Guten Morgen! Wie kannst du so mit den kostbaren Bohnen umgehen!" Die alte Frau lächelte. "Wird schon nochmal welche geben. Ich brauch keinen Kaffee, wo ich wieder nichts gehört hab diese Nacht."

Ein vertrauter Wortwechsel begann. "Es war nicht so schlimm!" – "Aber Marianne trägt die Kinder und quält sich allein, während ich schlafe – !"

"Ist schon gut, Babs", und Marianne ging ins Wohnzimmer, wo in der Ecke ein Kachelofen behagliche Wärme gab. Sie setzte sich an den kleinen Tisch, den Babette für sie gedeckt hatte. Wie schön, nach einer solchen Nacht frühstücken zu können. Marianne setzte sich auf die Ofenbank. Ihr Blick schweifte durch das Zimmer, das von der Morgensonne verschönt und erhellt wurde. Babette erschien mit einer blauen Steingutkanne.

"Willst du denn nicht mit mir frühstücken?"

"Ich will noch ins Dorf hinunter, bevor die Kinder aufwachen. Nachher hab ich keine Zeit mehr dazu."

Marianne nickte. Babette ging. Sie war allein, allzu allein. Wenige Minuten später sah sie, wie Babette dem Wald zuging.



Grit war fast zwanzig Kilometer, am Schienenstrang entlang, im Regen durch die Nacht gewandert. Sie mußte sich an der Strecke halten, da sie sonst in die Irre gegangen wäre. Diese Fahrt zu Marianne trug alle Merkmale der Zeit: Halten auf freier Strecke, Tiefflieger ... aussteigen, hinwerfen – irgendwo, wo man gerade stand ... auf einem Acker, in einem Graben; überall aber war die Erde schwer, getränkt vom Regen, und klebte zäh an den Schuhen, an den Kleidern. Endlich ging es weiter, ein Stück, wieder dasselbe. Die Menschen waren stumpf wie Maschinen und taten alle mit. Ob das auch in Gewohnheit übergegangen war? Grit, die es noch nie erlebt hatte, war erschüttert. Als der Zug endgültig stehenblieb, weil die Strecke beschädigt war, wagte sie nicht, einen Mitreisenden um Hilfe zu bitten. Hatten nicht alle mit sich genug zu tun? Grit dachte an ihr Vorhaben und wollte auch deshalb keine Bekanntschaften machen. Also ging sie an den Häusern des kleinen Orts vorbei, ohne anzuklopfen und um ein Nachtlager zu bitten, und wanderte in der Dunkelheit an der Bahn entlang weiter. Das eintönige Rauschen des Regens war trostlos; Grit wurde von wilder Verzweiflung gepackt und empfand die Mühsal des Weges doppelt. Der feuchtkalte Keller, in dem sie die Freunde zurückgelassen, erschien ihr wie ein verlorenes Zuhause. Alleinsein kannte Grit nicht. Selbst in der Krise hatte sie immer die Freunde um sich gehabt, oder Kinder! Die Kinder ... ach ja. Ein paar Minuten dachte sie an die Verwaisten, dann kam die Müdigkeit über sie. Sie geriet in ein halbwachtes Dämmern, ihre Beine taten automatisch das Verlangte. Ein Dorf lag in der Nähe, Hunde bellten, irgendwo war eine Landstraße; Wagenkolonnen mit abgeblendeten Lichtern rollten nach Westen. – Durch die Dunkelheit gellte der Klang der Sirenen. Grits Mund verzerrte sich schmerzlich. Die Angst um Stefan folterte sie. Dann irrten die Gedanken ab, versiegten schließlich wieder, und Grit verfolgte stumpf ihren Weg. Endlich wagte sie einen Blick auf die Uhr. Zwei Uhr erst! Wann würde sie den Weg geschafft haben? Sie hatte kaum in einer der vergangenen Nächte geschlafen; nun war sie so erschöpft, daß sie sich am liebsten niedergeworfen hätte. Der Wind ging sie an, fegte über das Land und hemmte sie im Gehen. Grit sah Mariannes Haus vor sich und hatte nur den einen Wunsch, bald bei ihr zu sein ... Wie die Stunden dahinrannen, wußte Grit nicht. Sie spürte kaum noch ihre Füße, die einem höheren Willen zu gehorchen schienen. Zerfetzte Töne verklingender Sirenen gelangten nicht mehr an ihr Bewußtsein, sie ging und

ging und murmelte Worte, unzusammenhängende Sätze, Gebete oder Flüche ...

Der Regen ließ nach, stärkerer Wind erhob sich. Die Dunkelheit wich fahlem Grau, die Umriss der Welt gewannen Inhalt. Dort stand ein Haus in der Dämmerung, Licht brannte hinter verdunkelten Fenstern ... Grit schluckte schwer. Sie fühlte ein Ziehen in den Beinen; hier könnte sie ausruhen. Da kam ihr wieder ihr Ziel zu Bewußtsein. Sie biß die Zähne zusammen und ging vorüber. Wenig später erkannte sie einen Fußweg, den sie einst mit Marianne entlanggewandert war. Tolle Freude brach in ihr auf; sie hatte es geschafft, jetzt war es nur noch eine halbe Stunde. Sie mußte den schmalen Weg gehen, der ansteigend in den Wald mündete. Dort oben auf der Höhe war Mariannes Haus. Das Dorf lag jenseits; es war gut, wenn niemand sie sah. Die Freude gab ihr wieder Kraft, sie richtete sich auf und erklimmte den Berg. In ihre bleichen Wangen kam ein roter Schimmer. Die Kälte, die sie gequält hatte, war vergessen ...

Grit stand geraume Zeit vor der Tür, ehe sie klingelte, und dann tat sie es kurz und hoffte, damit nicht die Kinder zu stören. Leichter Schritt näherte sich, die Tür tat sich auf. Marianne, bei dem ungewohnten Anblick der Schwester, erschrocken über deren Aussehen, das einer Landstreicherin Ehre gemacht hätte, stand wie versteinert. Grit lächelte und sagte: "Das ist heute nacht und gestern beim Alarm gekommen, unterwegs ... Ich bin ein wenig mitgenommen." Marianne nahm die Schwester bei der Hand und zog sie ins Haus. Grit war da! Ein Mensch, der zu ihr gehörte! Was sie hergetrieben, war zunächst gleichgültig. Sie hatte Grit und konnte sprechen, endlich einmal sprechen!

DAS PFARRHAUS

So war es zu allen Zeiten, daß ein Schaf aus der Herde ausbrach und sich verirrte. War es eine Verirrung gewesen für Ruth? Sie kehrte nach Hause zurück, still, aber mit leuchtenden Augen. Ohne sich bei ihrem Vater wegen ihres langen Ausbleibens zu rechtfertigen, trat sie ihre Pflichten wieder an. Der Pfarrer war endlich aus seiner Letharie erwacht. Zwei Nächte der Sorge um Ruth und die bittersten Selbstvorwürfe hatten ihn geweckt. Seine Tochter kam zurück und schwieg. Der Vater spürte, daß ein aufrüttelndes Erleben sie verändert haben mußte. Ein paarmal setzte er zu einer Frage an, ohne sie über die Lippen zu bringen. Tage, Wochen vergingen so, und Ruth, die früher unter des Vaters Teilnahmslosigkeit ihr gegenüber gelitten hatte, merkte nun nichts von seinen stummen Aufforderungen, zu sprechen. Sie war noch ganz in ihr Glück versponnen. Bald wollte sie zu Richard. Sie hatte Grit um seine Anschrift gebeten, und diese hatte versprochen, bald zu schreiben. Ruth wartete geduldig, Woche um Woche.

Das stille Pfarrhaus war inzwischen erfüllt von fremden Stimmen. Immer schwieriger gestaltete sich die Lage. Die Unterbringung der ausgebombten Obdachlosen aus den Städten wurde zu einem kaum noch zu lösenden Problem. Es bedurfte Ruths ganzer Kraft, im Haus einigermaßen Ordnung zu halten zwischen den Fremden. Dem Pfarrer gelang es nicht, seine Autorität zu wahren. Beim ersten Versuch, Frieden zu stiften, geriet er zwischen die streitenden Frauen, die damit beschäftigt waren, die Möbel der für sie beschlagnahmten Räume aufzuteilen. Ruth stand mit klopfendem Herzen in ihrem Zimmer; das Stimmengewirr dröhnte bis zu ihr herauf. Sie hörte des Vaters machtvolle Stimme, als stände er auf der Kanzel. Er gebot Einhalt. Sekundenlang herrschte Ruhe, dann hörte Ruth wieder die Frauen: "Es ist ja nicht möglich, einig zu werden. – Sie haben sicher alles aus den Zimmer ausgeräumt, bevor wir kamen. Geben Sie uns genügend Betten, dann sind wir auch zufrieden." – "Ich brauche vor allem Wäsche und Kleider! Wir haben alles verloren. Ihr habt hier bisher nichts vom Krieg bemerkt – jetzt könnt ihr auch mal

etwas tun!" – "Ach, die Pfaffen haben von jeher ein gutes Leben gehabt. Ich pfeife auf Ihre Würde, Hochwürden! Wir sind aufgeklärt worden, aber gründlich, über alles!"

Ruth hörte Gekicher nach diesen Worten. Sie wartete nicht länger. Das war der erste Tag nach dem Einzug dieser vier evakuierten Frauen mit ihren Kindern – so begann es also schon! Entschlossen lief sie hinunter, um den Vater in sein Zimmer zu bringen.

"Aha, da ist auch schon das Fräulein Haushälterin!" wurde sie von derselben Stimme empfangen, die vorher ihren Vater geschmäht hatte.

"Komm, Vater!" sagte Ruth, ohne den Frauen Beachtung zu schenken. Sie nahm den Arm des vor Empörung Zitternden und geleitete ihn hinaus.

"Tochter ... Vater – ?" hörte Ruth flüstern.

"Sie sind ja auch zu dämlich, dat is doch ein Evangelischer, der kann heiraten."

"Woran sieht man denn das, die Brüder sehn alle egal aus."

Ruth schloß die gepolsterte Tür zum Studierzimmer. Sie hörte nur noch ein wildes Kreischen der Frauen, die über den Irrtum lachten.

Der Vater sank wie betäubt in seinen Stuhl. Ruth empfand einiges Mitleid mit ihm. Das Haus war seine Burg gewesen, seine Würde ein unsichtbarer Wall, vor dem das Volk einen Bogen machte. Nun war auch das vorbei. Ein alter Seelsorger wie ihr Vater stand wie ein unwissendes Kind vor der hemmungslosen Dreistigkeit einer zur Nichtachtung erzogenen Jugend ...

"Ja, ist denn so etwas möglich, – daß man es wagt, sich in meinem Haus so aufzuführen?!"

"Das bringen die Verhältnisse mit sich, Vater. Den Frauen ist alles genommen, Heim und Mann. Sie kämpfen, wie es ihre Waffen erlauben."

"Sind denn alle so in der Stadt, – so tierisch, gemein und gierig?"

Ruth lächelte. Über ihr Antlitz ging solche Verklärung, daß der Vater berührt wurde. "Alle so? O nein, ich habe auf meiner Fahrt Menschen kennengelernt, die in der größten Not sich nur enger aneinanderschlossen, – denen ich es auch verdanke, daß ich noch lebe."

"Du warst in Lebensgefahr – ich fühlte es, Kind! Welche Sorgen hatte ich um dich ..."

"Du hast mich vermißt? Ich dachte, ich sei dir nicht viel, nicht so viel wie die Jungen ... und Mutter."

"Ich habe viel an dir versäumt. – Du bist deinen Weg allein gegangen. Ich will nicht fragen, wohin."

"Wohin auch Mutter damals ging, – als sie dich liebte. Ihr hattet Zeit, euch zu prüfen ... uns prüfte die Zeit. Uns trieb die Zeit, uns riß sie auseinander. – Es kann sein, daß es jetzt wieder so kommt. Wir hoffen noch und verbluten schon, vielleicht. Trotzdem wiegt das Glück Jahre auf. – Vater, es ist eine Liebe, die mich außerhalb des Gesetzes gestellt hat ... Ein Mann, der nicht mehr ist als Freiwild, den seine Freunde jetzt versteckt halten, damit er es überlebt, als Totgeglaubter. – Vielleicht sehe ich ihn nie wieder ... und auch er ist dann nur noch Erinnerung." Ruth hielt inne, atmete tief.

Der Pfarrer sah gebannt zu seiner Tochter auf, als sehe er sie zum erstenmal. Das war sein Kind!

Ruth ging hinaus. Sie öffnete die Eichenschränke, belud sich mit Wäsche und trat in das erste Zimmer, in dem eine junge Frau mit drei kleinen Kindern hauste. Sie legte den Stapel auf den Tisch. "Während Sie die Betten beziehen, geben Sie mir nur die Kinder. Ich erzähle ihnen Märchen. Dann haben Sie etwas Ruhe. – Ich weiß, daß Sie das alles nicht so gemeint haben vorhin." Ruth lächelte der Frau zu, die aufsprang und verlegen lächelnd nach Ruths ausgestreckter Hand griff. Die Kleinen waren zutraulich, sie gingen willig mit. Ruth hieß sie im Wohnzimmer warten. Dann setzte sie ihren Rundgang fort und brachte aus jedem Zimmer ein oder zwei Kinder mit. Sie lächelte zufrieden, als sie die kleine Schar um den altmodischen Tisch versammelt sitzen sah, in den Augen jene Erwartung, die nur in Kinderaugen schimmern kann.

Ruth begann: "Es war einmal ..." und führte die Kinder in eine andere Welt.

Sie setzte alles daran, im Haus Frieden zu halten. Die Frauen waren ausnahmslos jung. Sie begnügten sich schnell, als sie die Erleichterung spürten, die Ruth ihnen schuf. Sie bestanden nicht mehr darauf, selbst zu kochen, als sie alle, gleichmäßig von Ruth bedacht, sich nur an den gedeckten Tisch zu setzen brauchten. Der Pfarrer genoß die Ruhe. Für Ruth waren die Tage mit harter Arbeit ausgefüllt. Nur Arbeit konnte sie davon befreien, allzuviel zu denken. Nun konnte sie wirklich nicht mehr fort; schon Stunden später würde der Streit wieder ausbrechen. Das wollte sie ihrem Vater nicht antun.

Abends zwang sie sich, bei den Frauen zu sitzen. Sie hörte all die belanglosen Redenarten mit an und versuchte nicht, das Gespräch in andere Bahnen zu lenken. So waren diese Menschen. Warum sollte man sie veranlassen, anders zu werden? Sie saßen, stopften Kinderstrümpfe, rauchten, lasen die Zeitung, prahlten mit ihrem verlorengegangenen Besitz, klagten über die Männer, die Kinder, die wenigen Zigaretten ... immer dasselbe, bis in die Nacht. Sie warteten auf die Sirene. Auch das Dorf gab keine Sicherheit. Nach ein paar Stunden war

Ruth schrecklich müde. Sie ging nach oben, legte sich hin und hörte noch lange das Gemurmel, hin und wieder von einem Auflachen unterbrochen.

Fast zwei Monate war es her, daß sie in der Stadt war. Bald würde sie Gewißheit haben ...

Grit war ihr nicht zugetan. Wer war sie denn für Grit? Eine Namenlose beinahe, die an einem Abend dabeigewesen war. Durch einen Zufall? – Richard war ihr nahe, immer. Sie sah sein blasses, schwermütiges Gesicht, das sich über sie neigte im Schein einer flackernden Kerze ...

Ruth stand auf, zog die Vorhänge zurück, öffnete das Fenster und blickte zum Himmel. Zwischen jagenden Wolken blitzten die Sterne auf, im Westen war der Himmel schwach beleuchtet; das Aufblitzen von Scheinwerfern brach sich in den tiefhängenden Wolkendecken. Dort war wohl wieder Alarm.

Unten wurde leise die Hintertür geöffnet. Ruth erkannte das vertraute Geräusch. Sie lehnte sich aus dem Fenster und sah gerade noch einen Schatten ins Haus huschen. Ein Mann? Die Treppe knarrte. Ruth schlüpfte in den Morgenrock und ging hinaus. Sie schaltete das Licht ein und sah noch, wie sich eine Tür schloß. Sekundenlang stand sie und überlegte. Es war das Zimmer jener Frau, die ihren Mann in Gefangenschaft wußte. Wen ließ sie nachts ins Haus? – Nicht darüber nachdenken! – Sollte sie dem Vater Bescheid sagen?

Sie beschloß, die Tür abends besser abzusperren.

BABETTE

Als Babette, vom Dorf zurückkehrend, den steilen, gewundenen Waldweg emporklomm, stöhnte sie mehr als einmal. Ihre alten Beine wollten nicht mehr so mittun. Hatten sie nicht längst ein Anrecht auf mehr Ruhe? Aber was war denn Recht, sann die alte Frau. Mußte sie nicht froh sein, daß man sie noch so sehr brauchte? Was hätten Mariannes Kinder anfangen sollen? Wer kümmerte sich um ihre kleinen Nöte, wenn nicht sie, Babette? Marianne war in ihren Augen fast selbst noch ein Kind. Vor vielen Jahren hatte auch sie das Händchen schutzsuchend nach Babette ausgestreckt und sich angeklammert. Und jetzt die Tage, da Marianne, vergraben in ihrem Leid, mit abwesender Miene im Haus herumging ... Wenn ihre Blicke leer und traurig wurden, weil kein Brief mehr von Uwe kam ... Was hätten die Kleinen tun sollen, wenn sie nicht Babettes Liebe gespürt hätten?

47

Als Babette vor mehr als fünfzig Jahren ihre Heimat im südlichen Schwarzwald verließ, um sich in der Fremde eine Aussteuer zu verdienen, da brannte in ihr der Wunsch nach eigenem Glück. Was war dann geschehen? Ein armes Ding hatte an Treue geglaubt ...

Sie hatte erfahren, wie schnell sich nach ihrem Fortgang aus dem Kreis der Verwandten die Lücke geschlossen hatte. Babette fand die vertrauten Wälder, die blauschwarzen Berge fremd. Die Häuser unter hohen Strohdächern standen wie feindliche Burgen. Babette kam sich vor wie eine Ausgestoßene. Mitleid wollte sie nicht. So nahm sie ihr Bündel wieder auf und verließ die Heimat für immer. Sie fand manchen Dienst. Meist hatte sie großzügige Herrschaften, die für ihr Wohl und ihre Sicherheit sorgten. Babette begleitete sie auf Reisen, wurde von einer Künstlerfamilie sogar mit über den Ozean genommen. In der ehrlichen, stürmischen Leidenschaft der Kinder, die ihr zuflogen und sie liebten, vergaß sie ihren Schmerz. Dabei war ihr Leben dahingegangen. Aus der drallen, dunkeläugigen Babette war ein starkes, mütterliches Wesen und danach ein mildes Großmütterchen geworden, voller Verständnis und Verzeihen. Das Lachen der Kleinen, die Liebkosungen fremder Kinder erfüllten ihr Herz. Immer nahm sie tränenreichen Abschied nach Jahren – jedesmal glaubte sie, daß sie

die Trennung nie überwinden würde. Bis sie eines Tages feststellte, daß sich schon wieder ein kleines Wesen in ihr Herz gedrängt hatte und seinen Willen über sie behauptete. Nun waren Mariannes Kinder ihr Lebensinhalt geworden.

Als sie ins Haus trat, hörte sie Stimmen aus dem Wohnzimmer dringen. "Ah, das Gritli!" Schon hatte sie die Hand auf dem Türgriff und trat ein. Sie erhaschte gerade noch einen Satz: "– Du mußt es machen, Mari, sei nicht so ängstlich! Wir werden ja alles tun, um dich zu entlasten."

Babette kannte Grits Überredungskünste von früher. Sie lächelte und war entschlossen, helfend einzuspringen. "Grüß di, Gritli, oh, oh, Frau Koltai wollt i sagen. Aber wenn eins noch so ein junges Gesichtli hat?" Die Alte schmunzelte, als sie Grits Freude über das kleine Kompliment sah.

"Babs, wie schön, daß du kommst! Du mußt mir helfen; Mari will Lohberg nicht aufnehmen. Wir haben ihn krank daliegen, ich bin zu Fuß die Nacht hierhergelaufen. Er ist unser Freund, er hat alles getan, um uns die letzten Monate erträglich zu gestalten. Nun ist sein Haus niedergebrannt, wir alle haben kein Dach mehr über dem Kopf. Wir haben ihn ausgegraben ... weil keiner auch nur den Versuch gemacht hat, ihn zu retten. Unter seinem Haus war er lebendig begraben. Wohin nun mit ihm? Er – ist Mischling. Hier ist die einzige Möglichkeit, ihn verschwinden zu lassen."

"Aber Gritli, denk doch an die Kinder! Was geschieht, wenn Mari verhaftet wird?!"

"Wenn, wenn, wenn! Wir müssen nicht soviel daran denken!"

"Was wird aber, wenn er der Mari nachher gefällt – ?"

"Du bist unmöglich, Babs", rief Marianne. "Mach doch nicht solche Späße!"

"Es ist ganz gut, wenn zwischen den ernsten Dingen mal ein Späßle gemacht wird. Macht euch die Köpfe nicht unnötig heiß. – Laßt den Herrn kommen, natürlich nur vorübergehend ... – denn lange wird es doch nicht sein?"

"Nein, sicher nicht. Babs, du bist herrlich, daß du es einsiehst!"

"Ich nehme den Herrn auf, nicht deine Schwester, merk dir's. Und ich werde ihn als meinen Freund hierbehalten. Ihr kennt ihn gar nicht, versteht ihr!"

"Babette – ?!" Die Schwestern sagten es zugleich, im gleichen Erstaunen. Aber Babette ging hinaus. Bald hörten sie sie mit den Kindern sprechen.

"Sie will die Verantwortung allein tragen ..."

Grit sagte nichts. Ein Schauer ging über sie hin. Stand nicht ein neuer Schatten hinter ihnen, ebenso ungewiß drohend wie jeder Alarm?

IM NEBEL

In einer Nacht, da die Eifelberge in dichte weiße Nebelschleier gehüllt waren, kam Richard Lohberg ins Larsen-Haus. Stefan und Grit waren bei ihm. Der Weg war nicht so beschwerlich gewesen: die Strecken waren wieder ausgebessert. Seit einigen Tagen hatten sie keine Luftangriffe gehabt. Marianne, erfüllt von Mitgefühl, war sehr herzlich zu Richard. Grit war froh darüber, denn sie hatte Lohberg fast zwingen müssen zu diesem Schritt. Grit hatte ihm das Haus und seine stille Lage so verlockend geschildert, daß er nachgab. Seine Widerstandskraft war nicht nur körperlich, sondern auch seelisch herabgesetzt. Die ersten Stunden, als die Freunde, froh, am Ziel zu sein, mit Marianne plauderten, da sie gemütlich bei einem heißen Grog saßen und Stefan und Grit zwischen Marianne und Lohberg die Sätze knüpften, war alles leicht erschienen. Danach aber, als Stefan und Grit im Morgengrauen das Haus wieder verlassen hatten, begann das Versteckspiel vor den Kindern und vor dem Dorf. Es war ein schwieriges, oft zu Resignation treibendes Bemühen, einen einzelnen Menschen zu verbergen. Richard Lohberg hauste neben der Küche, in einem Kämmerchen. Er mußte sich einschließen, damit ihn die Kinder nicht zufällig entdeckten. Babette hatte keine ungestörte Nachtruhe mehr; jetzt hörte sie die Sirene schon vor Marianne. Sie lauschte auf Schritte, hörte im Halbschlaf die Geräusche der vom Wind losgerissenen Zweigen und Ästen. Sie wurde argwöhnlich gegen jede harmlose Bemerkung der Dörfler.

"Ist wohl Besuch gekommen – ?" fragte man sie.

"Besuch? Das wäre schön", wich Babette aus. Natürlich fiel es auf, wenn sie mehr Lebensmittel kaufte. Wie nach einem im Affekt begangenen Verbrechen kam schleichende Angst in ihr auf, Angst vor der Entdeckung. Die Sammler, die samstags hinaufkamen, um irgendwelche Spenden zu fordern, wurden von ihr nur noch in den Flur gelassen und mußten dort warten, bis sie ihr Geld bekamen. Der Feldgendarm, der früher nach seinen Streifen durch den Wald bei Babette einkehrte und in der Küche einen warmen Trunk erhielt, wurde dem Souterrain sorgfältig ferngehalten und durfte jetzt oben im Wohnzimmer sitzen. Lohberg lebte wie ein Mönch in seiner Klause. Es war ein unsinniges,

zermürendes Warten auf das Ende eines Zustandes, der sich grausam lang dehnte. Babette aß mit Silvie und Geertje im Kinderzimmer. Er sah Marianne zu den Mahlzeiten, war aber immer auf dem Sprung, nach unten zu fliehen, wenn jemand kam. Er sah das nervöse Spiel ihrer Finger, ihr Erschrecken, wenn die Kinder im Treppenhaus waren.

Marianne hatte darauf bestanden, daß Lohberg wenigstens zu Tisch mit ihr zusammensei. Aber es kam keine rechte Unterhaltung zustande. Der Mann empfand seine Nähe als große Belastung für die Frau. Marianne mühte sich um freundliche Worte. Sie waren einander fremd, verstanden es nicht, einen Weg zueinander zu finden. Oft nahm sich Lohberg vor, einfach davonzugehen, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Damit endlich der Druck von Marianne wiche. – Während er im halbdunklen Stübchen über ein Buch gebeugt saß, nahmen seine Gedanken andere Wege. Oft wußte er gar nicht, was er las, und irrte ab. Er mußte einen Ausweg finden, damit niemandem im Haus die Schuld aufgebürdet werden konnte, falls man ihn entdeckte. Nachts, wenn die Sirene aus dem Dorf heraufklang, wenn Marianne mit den Kindern nebenan im Luftschutzraum saß, empfand Lohberg seine Anwesenheit als nützlich: notfalls konnte er helfen. Oft dachte er an Ruth, eine Erinnerung, die zu zerfließen drohte, schon unwirklich wie ein Traum. Beharrlich hielt er sie dennoch aufrecht. Nachricht kam nicht von ihr. Vielleicht standen ja die Freunde in Verbindung mit ihr und brachten Post, wenn sie einmal wiederkamen. Aber der Weg wurde immer beschwerlicher. Die Straßen waren so zerrissen, daß selbst der Güterverkehr an die Westfront fast lahmgelegt war. Das Gebiet war nun beinahe abgeschnitten. Lohberg dachte an die Flut, die vor dem allerletzten Wall stand. Sie würde über sie hereinbrechen und den letzten Widerstand hinwegschwemmen. Er erwartete sehnsüchtig das Frühjahr, das endlich die Entscheidung bringen würde. Wie lange war es noch bis dahin ...

Nacht für Nacht brachten die feindlichen Einflüge Zerstörung. Babette machte den Vorschlag, die Kleinen abends schon im Keller schlafen zu legen, damit die ständige Unterbrechung des Schlafs aufhöre. Nun lag Marianne allein in ihrem Zimmer und vermißte die Atemzüge ihrer Kinder. Sie weinte wie eine Verlassene. Einmal hatte sie an ihre Mutter geschrieben, aber keine Antwort erhalten. War der Brief verlorengegangen? Es gab keine Sicherheit mehr. Sie wartete auf Grit, die versprochen hatte, bald wiederzukommen. Aber das Warten war so aufreibend wie das ständige Lauern auf die Gefahr, die Lohberg über sie alle gebracht hatte. Dennoch war sie ihm zugetan. Sie verstand seine Notlage und war zufrieden, daß er bei ihr war. Nur der Kinder wegen fürchtete

sie sich. Immer mehr häuften sich die Zeitungsberichte über Deserteure; *Volksschädlinge* wurden sie genannt.

Marianne ahnte nichts von dem Chaos, das schon in allen Verwaltungen herrschte. Sie rechnete mit längst überholten Zuständen, die noch einen Schimmer von Ordnung aufrecht erhalten hatten.

Wo mochte die Schwester nun wohnen? Lebte sie noch, lebte die Mutter, Stefan ... Uwe? Ihr Mann war fast verdrängt von den vielfachen Sorgen. Er stand wie ein verschwommenes Bild vor ihrer Seele. Wenn sie nachts im Keller saß, fehlte ihr die Verbindung mit ihm, seit Richard Lohberg da war. An ihn wollte Marianne nicht denken, aber seine ständige Gegenwart zwang sie dazu. Gefiel er ihr denn? Ach, es war doch nur die Einsamkeit. Dachte er an eine andere Frau, wenn er allein war? Er sprach nie von sich. Das war es, das Fremde, das zwischen ihnen stand. Was wußte sie von seinem Ich, was ahnte er von ihr? Mit Grit war er sicher vertrauter. Grit verstand es, Herzen zu öffnen. Sie konnte mit Männern ebensogut umgehen wie mit Frauen. War Grit mit Stefan glücklich? Marianne vermutete es; falls es überhaupt bei Grit wolkenloses Glück geben konnte, dann war wohl Stefan der einzige, der zu ihr gehörte. Aber Stefan schien ihr nie zufrieden, trotz seiner offen zutage tretenden Leidenschaft für Grit. Gewiß quälte sie ihn, bis er ihr hörig war. So, wie sie früher die Schwester, die Mutter und alle Freundinnen bezwungen hatte. Dabei war sie nicht überheblich; sie wollte nur alles ungeteilt kontrollieren – oder auch: besitzen. Fast vermutete Marianne hinter ihrer Aktivität, als es galt, Lohberg zu verstecken, das Mittel zu einem anderen Zweck.

So ging es, wenn sie zuviel dachte: sie geriet auf Abwege und hatte absurde Vermutungen, die sie kurz danach wieder verwarf und vergaß.

Während das Leben der einzelnen Volksschichten in Formen zersplitterte, die niemand sich vorher als lebensmöglich hätte vorstellen können, während sich die meisten in primitiven Behausungen unter erbärmlichen Voraussetzungen ernährten, hielten in Bunkern, die mit allem Komfort ausgestattet waren, diejenigen stand, die am meisten zu verlieren hatten. Ströme Flüchtender suchten auf dem Land eine Unterkunft, fanden statt Mitleid nur die stumpfe Hinnahme, die unter einem zu lange geübten Zwang zur Mildtätigkeit entsteht. Die Täuschung war gewichen, die sich gerade auf dem Lande so lange gehalten hatte. Auch dort war das friedensmäßige Bild zerrissen.

Marianne hatte es aufgegeben, auf Grit zu hoffen. Lohberg bot immer wieder an, das Haus heimlich zu verlassen. Worin die Gefahr bestand, wußte niemand von ihnen so recht. Allein Babette hatte im Dorf von einer beabsichtigten Einquartierung höherer Offiziere gehört, aber sie schwieg.

Immerhin war es bedenklich, daß man ihnen keine Flüchtlinge zuwies. Ängstlich ging Babette, wenn sie im Dorf zu tun hatte, den maßgebenden Leuten aus dem Weg, als könne sie ein Verhängnis dadurch aufhalten. – Hin- und hergeworfen zwischen den mannigfachsten Sorgen, wußten die Menschen nicht, welcher sie den Vorzug geben sollten. Und ohne Unterlaß, Tag und Nacht, donnerten die Bomber über die westlichen Gebiete des Reichs. Wenn sich dennoch aus den Ereignissen einzelne abhoben, so geschah das, weil sie nicht alle Menschen zur gleichen Zeit belasteten. Heute traf es diesen, morgen war es schon jener, der tags zuvor noch helfen konnte. Allmählich aber legte sich die riesige Hand des gefürchteten Schicksals auf die hin- und herwogenden Menschen, lähmte und zwang sie zur Apathie, das Letzte auch noch zu ertragen. Die anklagenden Münder jener verstummten, die früher voller Kampfgeist gewesen und zum Durchhalten rieten, – und sich nun von der Verantwortung befreien und andere damit beladen wollten.



Grit und Stefan, Piet und Charly hockten in einem Kellerwinkel. Sie hatten in rastloser Arbeit des Nachts ihren Unterschlupf ausgebaut. Sie wärmten sich an einem Ofen, der, o Wunder, nicht qualmte, weil der Kamin des Hauses noch stand. Leicht war der Weg zu ihrem Versteck nicht zu finden. Es fiel auch nicht mehr auf, weil allzu viele in den Ruinen hausten. Tagsüber waren die Freunde immernoch getrennt. Stefan war in einen Bunker übergesiedelt; dort ging seine Arbeit weiter, unbekümmert durch Alarme. Er hatte es fertiggebracht, auch Grit dort unterzubringen. Beide hätten auf den Keller verzichten können; aber sie wußten um die Freunde und kamen abends zu ihnen. Warum sie dieses Zusammensein noch aufrecht erhielten, da doch alles auseinanderfiel? Dafür gab es keine Erklärung.

Sie berieten, ob sie Richard zurückholen sollten; es gab heftige Diskussionen. Stefan war dagegen. Grit dachte an Marianne, sie wußte um deren Angst. Seit sie Richard zu Marianne gebracht hatte, war Grit verändert. Damit hatten sie ihrer Schwester, die dem äußeren Geschehen so fremd gegenüberstand, eine Last, eine Gefahr aufgebürdet. Grit dachte an ihre Mutter, die – auch darüber hatte sie Grit bisher keine Mitteilung machen können – noch verschüttet unter den Trümmern ihres Hauses lag. In Grit war eine Leere, die jedes Gefühl lahmgelegt hatte. Sie wußte nicht, ob es Trost, ob es Erleichterung war, wenn sie abends mit den Freunden sprechen konnte. Irgendwann, an einem nahen Tag,

würde sie vielleicht ebenso verlassen und einsam den letzten Weg antreten müssen. Es kam ja doch alles immer wieder auf diese einzige Frage heraus, die sie noch an die Zukunft stellten: *Wann?* Und dann kam Grit, die nie gläubig gewesen war, allenfalls eine Antwort, die für sie keine war: *Die Stunde kennt Gott allein!* Wie so etwas aus dem Unterbewußtsein heraufgespült wurde, jetzt, da sie wirklich ratlos war; da meldete sich ein Spruch, den sie als Kind gelernt hatte. Mehrere Male am Tag huschte er durch ihren Sinn und verankerte sich schließlich, zwang sie, an *Gott* zu denken. An *Gott* oder ein Unbegreifliches, das am ehesten noch ein Kind erfassen konnte. Grit wollte diese Gedanken loswerden, sie kamen wieder. Und auch ihre Verzweiflung von damals, als sie glaubte, Stefan leugne das über den Körper Hinausgehende, nach einer tieferen Liebe Strebende? War es wirklich eine ihr innewohnende Sucht nach restloser Kontrolle des Mannes, die sie getrieben hatte, ihn so lange zu quälen, bis er das von ihr glaubte? Aber er liebte sie, uneingeschränkt, sie und ihre Seele, die jetzt der Welt fast überdrüssig war, die sich erheben wollte über dieses Vegetieren, diese Leben ohne Ziel! Piet und Charly waren Holländer, sie konnten hoffen. Was sollten Deutsche noch erhoffen, nach dem Ende?



Im Januar lagen über der Eifel die Wolken so dick und grau, daß die Kinder sich schon auf den Schnee freuten. Richard Lohberg war fast drei Monate in Mariannes Haus. Was diese Zeit ihn an Überwindung gekostet hatte, immer unter dem Druck des vermeintlichen Unrechts gegen Marianne stehend, das zeigte sein müdes, zerfurchtes Gesicht. Beide bemühten sich, einander Mut und Zuversicht zu stärken. Woher aber sollten sie die Kraft nehmen?

Das wenig über der Erde liegende kleine Fenster seiner Kammer gewährte ihm die Aussicht in den winterlichen Küchengarten, in dem die Hasen den letzten Grünkohl abknabberten. Stundenlang saß Richard und blickte hinaus. Er streute den Vögeln Brotkrumen und freute sich, wenn sie vor seinem Fenster verweilten, ohne sich vor ihm zu fürchten. Die Blaumeisen schaukelten an der fettgefüllten Walnuß-Schale, die er ihnen aufgehängt hatte. Senkte sich die frühe Nacht hernieder, kehrte er zu seinen Büchern zurück, die er tagsüber kaum noch ansah. Ein zur Untätigkeit verdammt Mann. In letzter Zeit pflegte Marianne abends bei ihm anzuklopfen, wenn sie die Kinder zu Bett gebracht hatte. Babette saß dann bei ihnen, bis sie einschliefen.

"Gehen wir etwas an die Luft – ?"

Immer kam seine Antwort zögernd, obwohl er sich schon Stunden vorher auf ihr Kommen freute. Das Abgeschlossenheit tagsüber mußte er beibehalten, um der Kinder willen. Babette nahm die beiden öfter mit ins Dorf, dann hoffte Lohberg auf Mariannes Schritte. Geertjes helle Stimme, der Babette mit Fragen bestürmte, schallte noch zurück. Wieviel Ablenkung hätten ihm die Kinder schenken können, aber ihm blieb nur Marianne. An ihr Kommen klammerte er sich. Die wirklich ruhigen Augenblicke mit ihr waren selten. Ein Entspannen, ein Aufatmen war es, wenn er abends hinter Marianne hinaus ins Freie trat. Im Schatten des weit vorspringenden Daches gingen sie an der Hinterfront des Hauses auf und ab. Ihre Worte waren gedämpft, da die Stille ringsum so groß war. Aber ihre Gespräche bekamen Farbe, die Luft schenkte ihnen Befreiung.

In jenen Januartagen, das endlich der Ostwind den regenbringenden Westwinden Halt gebot, da die ersten Flocken langsam, wie verirrt, herniedersanken, hoffte Richard wieder. Es ging weiter. Das Frühjahr lag wie eine Verheißung vor ihm. Marianne konnte seine Erwartungen nicht teilen.

Sie schauerte ein paarmal zusammen, als der schneidende Wind sie anfuhr.

"Sie frieren. Wir wollen wieder hineingehen."

"Ach, das ist nur der Übergang. Man müßte einen richtigen Spaziergang machen können, durch den Wald und wieder zurück, den Berg hinauf, dann wäre man warm. Aber das geht ja alles nicht."

"Ja, warum kann es nicht sein? Wenn man uns sähe, könnten Sie mich verleugnen."

"Seien Sie nicht kindisch, Doktor. Muß man uns denn gleich anhalten? Könnte man uns nicht verfolgen und zusammen hierhergehen sehen? Der Wald wird fast immer durchstreift. Dreimal sind Fallschirme über diesem Gebiet niedergegangen."

"Und?"

"Die Schirme wurden gefunden, – sonst nichts."

"Keine Spur?"

"Nur die zusammengelegten, versteckten Schirme."

"Sie hatten keine Unannehmlichkeiten, weil Sie so in der Nähe wohnen?"

"Dann hätte man ebensogut das ganze Dorf verdächtigen können. Man hat mir immer geglaubt, wenn ich sagte, daß bei mir niemand war."

"Und wenn doch eines Tages Haussuchung gehalten wird? Dann verhaftet man mich als Spion oder Deserteur oder ... und Sie ... nein, ich darf hier nicht bleiben!"

Marianne nahm seinen Arm und zog ihn zur Haustür. "Still! Sie sprechen zu laut. – Es muß ja nicht so kommen." Vor der Küchentür blieben sie stehen. Babette kam den Gang herab. "Ich gehe schlafen. Gute Nacht."

"Gut Nacht, Babette."

Marianne ging hinter Lohberg her in die Küche. Sie wollte ihn nicht so verlassen. "Bleiben Sie noch, ich mache uns Tee."

Er setzte sich neben den Herd auf einen Schemel, Marianne hantierte herum. Der helle Feuerschein beleuchtete ihr geneigtes Gesicht, als sie den Wasserkessel hob und die Kanne füllte. – Sie schenkte die Tassen voll und reichte Lohberg eine. Dann zog sie sich einen Stuhl heran und saß ihm an der Herdecke gegenüber. Sie genossen den heißen Trank und die Wärme des Ofens. Im Kessel summt das siedende Wasser als einzige Unterbrechung der Stille. "Sie dürfen nichts Unbesonnenes tun, jetzt! Das Schicksal hat uns aneinandergelockt, wir wollen es nicht gewaltsam ändern, und sei es aus gutem Willen heraus."

"Man könnte auch sagen, Sie lassen sich treiben, Marianne. Denken Sie an Ihre Kinder ... Ihren Mann!"

"Und Sie, an wen haben Sie zu denken?"

"Ich – ach ..."

"An eine Frau?"

"An ein Mädchen, das bei mir war, als mein Haus zerstört wurde."

"Wo ist sie jetzt?"

"Wahrscheinlich bei ihrem Vater, der in einer Landgemeinde Pastor ist."

"Sie lieben diese Mädchen also – ?"

"Ich weiß nicht, ob es Liebe war. Ich kannte nur noch die Einsamkeit. Als Ruth kam und ich fühlte, daß sie mir nah war, daß sie mich brauchte in ihrer eigenen Verlassenheit, da trieb es mich zu ihr."

Marianne setzte ihre Tasse vorsichtig auf dem Herdrand ab. Versonnen schwieg sie; endlich raffte sie sich auf. "Einmal muß es ja irgendwie weitergehen. Es kann so nicht zu Ende sein; so mitten aus dem Werden heraus dürfen wir nicht aufgehalten, ausgelöscht werden! Und wenn uns auch das Schicksal der Mitmenschen eines anderen belehren will, wir müssen uns einen Weg suchen und alles tun, um wach zu bleiben."

Beide schwiegen sie; jene bedeutungsvolle Stille trat ein, von der man sagt, ein Engel gehe durchs Zimmer.

"Einer ist des anderen Unglück, Marianne. Wie leicht kann ich Ihr Glück zerstören. Ich darf Sie nicht so gefährden. – Wir leben zusammen, es ist ein sauberes, unantastbares Verhältnis zwischen uns. Sie sind so verschlossen, ich möchte zu Ihnen wie ein Bruder sein; – aber da ist eine Grenze, die das nicht zuläßt." Lohberg sprang auf, er war erregt. "Verzeihen Sie mir! Ich durfte so nicht sprechen, das sind meine Empfindungen, wenn ich hier zur Untätigkeit

verdammt herumsitze. Leider sind Sie eine Frau, die ungewollt alle Reize an mir erprobt ..."

"Wissen Sie, was Uwe mir sagte? *Es wird eine Zeit kommen, da sehnst du dich nach einem anderen Mann ...* Ich habe es nie für möglich gehalten. Jetzt ist es soweit. Ich weiß, es ist keine Liebe, ich hoffe es. Ich bin so unglücklich darüber, aber ich kann es nicht mehr verschließen. Sie haben begonnen damit. Ja, warum können wir nicht – ? Warum schweigen wir und quälen uns so?" Auch Marianne hatte sich erhoben. Sie wandte sich zur Tür. Lohberg hielt sie zurück. "Marianne, glauben Sie, daß es ein Vergehen wäre?"

"Ich weiß nichts, ich bin mir nur sicher, daß uns die Erfüllung nicht glücklicher machen würde, Richard. Wir sind beide zu schwerfällig, wir wurzeln zu sehr in unserem eigenen Schicksal. – Gute Nacht."

Marianne ging hinauf ins Wohnzimmer. Sie machte kein Licht, tastete sich zum Ofen und setzte sich auf die Bank. Der Raum war nicht verdunkelt. Die Nacht, deren tiefste Dunkelheit noch Erkennen gibt, sah ins Zimmer. Vor dem Fenster reckte eine Kastanie ihre Äste vor dem Grau der Schneenacht. Mariannes Augen waren weit geöffnet; wenn sie sie sekundenlang schloß, brannten sie von ungeweinten Tränen. Sie kämpfte gegen sich, ihren Leib, der nach Berührung hungerte. Wo waren die Kinder, daß sie an ihrem Anblick die Erinnerung an Uwe heraufbeschwören könnte? "Uwe, Uwe", rief sie halblaut. Nichts antwortete, kein Gefühl hinreißender Zärtlichkeit, das sie sonst befiel, wenn sie an ihn dachte. Das Wort war wie hohler Schall, hinter dem sich nichts verbarg, kein Mensch, dessen Name sie einmal ein Entzücken versetzt hatte. Sein Bild verschwand vor ihr, und ein anderes warf seine Schatten über sie. Marianne ließ sich im Kampf zurückwerfen von der Macht eines entfesselten Gefühls, auf das sie verzichten zu müssen meinte.

Müde erhob sie sich, als die Sirene sie zu den Kindern rief. Als sie sich der Küchentür näherte, schwand ihre Erschöpfung. Die Erwartung, Lohberg noch einmal zu sehen oder ihn nur in ihrer Nähe zu spüren, brannte in ihr.

Babette war noch nicht erwacht. Marianne stand an der Türschwelle und sah aus Lohbergs Kammer einen Lichtschein in schmaler Bahn in die dunkle Küche fließen. Er hatte sich also nicht eingeschlossen! Plötzlich ekelte Marianne sich vor sich selbst. Nachdrücklich schloß sie die Küchentür und ging weiter.

Neben Silvies Bett blieb sie stehen und betrachtete das schlafende Kind. Endlich kamen Tränen. Sie fielen herab wie ein erlösender Gewitterregen, erst langsam und schwer, vereinzelt Tropfen, dann in Strömen. Marianne wurde ruhiger, verlor alle Starrheit, endlich trocknete sie ihr Gesicht und lächelte wie

ein Kind, das, auf wunderbare Weise getröstet, ein neues Spiel beginnen konnte ...

Beruhigt und gelassen dachte sie nun an Uwe. Wenn er zurückkam, würde sie nichts zu verbergen haben. Sie war überzeugt, alle Fährnisse überwunden zu haben. Aber ... Lohberg hatte recht, er mußte fort. Unbedingt mußte sie mit Grit sprechen. War es nicht auch möglich, daß er zu dem Mädchen ging, das er liebte? – *Bist du ganz sicher, Kind, daß er dir nichts ist?* hörte sie Uwes Stimme.

Die Umwelt versank für sie.

Er kann mir doch innerlich nichts sein, da ich dich liebe, und ich will nur dich lieben, Uwe!

Du willst ihn aber fortschicken, so wie man früher verreise, um einem Flirt aus dem Weg zu gehen. Ist es an der Zeit, jetzt so zu denken?

Ich will auch sein Gutes, er liebt ein anderes Mädchen.

Er liebt es in dir und du liebst in ihm mich.

Uwe! Das ist unmöglich, man kann das nicht!

Man kann entsagen und unglücklich sein, man kann geben und glücklich machen. Wer sind wir, daß wir darüber entscheiden wollen?

Aber wo bleibt die Ethik, die Moral, das, was einst der Inbegriff unseres Handelns war? Sollen wir alles verlieren in dieser entsetzlichen Zeit?

Das Ungewöhnliche zwingt zu neuen Wegen. Wir können nur hoffen, daß es die richtigen sind.

Weißt du, daß du mich aufs neue in Zweifel, in Kämpfe stürzt?

Nicht ich, jeder Tag wird dir neue Zweifel bringen, bis du selbst die Kraft hast, dich von ihnen zu befreien, sie zu klären.

Aber wie, wie soll das geschehen? Immer wirst du da sein. Soll der Gedanke an deine Rückkehr mir Furcht einjagen?

Wie könnte er das, wenn du mich kennst?!

Tausende machen es so, daß sie sich trösten lassen. Soll ich auch zu ihnen gehören? Nein!

Du bist nichts anderes als sie. Du bist eine Frau unter Frauen.

Du erniedrigst mich.

Auch das kannst du nur allein tun. Aber du bist rein, Marianne. Dich friert nur. Hülltest du deinen Körper in Lumpen, würde er auch erwärmt.

Lohberg ist zu gut dazu!

Weißt du, ob es ihm anders geht als dir?

Ich weiß, daß ich nie den bitteren Nachgeschmack loswerden könnte, daß ich Verachtung vor meiner Schwäche haben müßte. Ich weiß nicht einmal, ob das alles andere aufwiegt. Und du sprichst zu mir, als sei alles nicht mehr dein Teil. Ich habe dich, als du noch bei mir warst, oft nicht verstanden; jetzt kommt

es so weit, daß ich fürchte, diese Worte kämen aus einer anderen Welt ... Uwe ... lebst du noch?

Sie brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Ihr Herz zerriß in der brennenden Qual der Ungewißheit um ihn. Plötzlich stand Geertje vor ihr, er war erwacht. Er kletterte auf ihren Schoß und streichelte ihr verweintes Gesicht. Marianne preßte ihn an sich und küßte ihn. Geertje hielt stand, obwohl er solche Zärtlichkeiten nicht liebte. "Nicht so weinen, Mammi, ich will auch immer artig sein." Marianne legte ihn wieder in sein Bett. Sie setzte sich neben ihn und hielt sein Händchen, bis er wieder schlief. Dann löste sie sacht ihre Hand aus der seinen und ging hinaus. Sie klomm die wenigen Stufen empor, die aus dem Keller in den Garten führten. Die Wolkendecke war aufgerissen, der Mond stand im Wechsel ziehender Wolken bald verdeckt, bald frei. Schnee lag leuchtend und rein über dem Garten, auf den Ästen der Bänke und auf dem Zaun. Die Welt war in einer Lautlosigkeit ertrunken, wie sie nur Schneelandschaft vermitteln kann. Fern klang das Brummen der Flugzeuge, die sich auf dem Rückflug befinden mochten. Wann würde dieser Ton einmal verstummen? Leise knirschte hinter ihr der Tritt eines Menschen; sie wußte, daß Lohberg da war und wandte sich nicht um.

"Marianne, verzeihen Sie! Ich weiß, Sie haben geweint, ich hörte es, weil ich so nah war. Sind Sie so unglücklich?"

"Etwas mehr als sonst." War es noch da, was Uwe zu ihr gesprochen hatte? Nur ein Schimmer des Erlebten, wie von einem Traum herrührend, war zurückgeblieben. Nun war wieder die Wirklichkeit an sie herangetreten. Sie betrachtete forschend Lohbergs Gesicht, tastete mit den Augen von seiner Stirn zu den dunklen, schwermütig blickenden Augen, haftete auf dem Mund, dem Kinn, so, als sähe sie ihn zum erstenmal bewußt. Er war nicht so groß wie Uwe, seine Schultern hingen etwas nach vorn, als sei er sehr müde. Dennoch wirkte sein Körper kräftig.

Es erschien ihr unvorstellbar, daß zwischen ihnen je etwas anderes als Freundschaft bestehen könnte; es durfte nicht sein. Und sie wußte, daß er nie den ersten Schritt tun würde. Er würde genauso leiden wie sie.

"Nun ist es wieder gut. Ein andermal dürfen Sie sich um mich nicht sorgen. Sowas geht vorüber wie ein Sturm."

"Ich werde mich noch um Sie sorgen, fürchte ich, wenn ich nicht mehr bei Ihnen bin, Marianne. Ich wollte schon heute gehen, gleich nach unserer kurzen Aussprache. Ich dachte an Ruth und wollte versuchen, zu ihr zu kommen. Aber ich dachte auch an Sie. Wie erbärmlich muß ich Ihnen erscheinen, daß ich mich seit drei Monaten verkrieche wie ein Feigling. Daheim bin ich getilgt, ausgelöscht. Hier lebe ich weiter und belaste Sie. Es dauert doch alles zu lange!"

Noch vieles kann geschehen, ehe das Ende da ist. Bis dahin sind Sie und die Kinder durch mich in großer Gefahr. – Mir kommen die unsinnigsten Gedanken, wie ich untertauchen könnte. Aber, verstehen Sie mich recht, ich habe zugleich auch die Hoffnung, daß mein Hiersein Ihnen irgendwann einmal von Nutzen sein könnte. Wieso ich diese lächerliche Empfindung habe, weiß ich nicht. – Sie sind so einsam, leben ganz in Ihrer Häuslichkeit, warten nur auf Ihren Mann ... und um Sie herum eine so boshafte, niedrige Welt."

"Mein Mann war ein Rebell, Lohberg. Das erfuhr ich, als es zu spät war. Ich schauere vor dem Haß, der überall gesät wurde. Niemals zuvor hat Uwe mir diese Seite des Verhängnisses gezeigt. Er litt ... allein. Warum durfte ich an diesen Dingen nicht teilnehmen? Warum glauben Männer, wenn ihnen eine Frau alles bedeutet, solche Wahrheiten verschweigen zu müssen? Später, als er an die Front mußte, offenbarte er sich; nun hatte ich Angst um ihn, um sein Tun. Ich habe so lange keine Nachricht von ihm und versuchte, mir anderweitig Gewißheit zu verschaffen. – Als ich hörte, daß deutsche Soldaten die schwedische Grenze passierten, betete ich, daß er dabei sein möge."

Lohberg faßte aufgeregt ihren Arm: "Hören Sie, Marianne!" In der Ferne rollte und schüttelte es leise und unaufhörlich. "Kanonen!"

"Sie sind nicht mehr weit. Im Dorf wimmelt es seit Tagen von Truppen. – Wann werden sie hierherkommen und Geschütze aufbauen?"

"Wenn das Dorf geräumt wird, müssen wir fort."

"Das werden wir nicht tun; wir können Unterschlupf finden im Wald." Dabei dachte Marianne: *Wie gleichgültig wäre es mir, wo es mich ereilt, und von welcher Seite, wenn nicht die Kinder wären ... und Lohberg.* Ihr Mund aber sprach: "Drüben hat Uwe in seinem letzten Urlaub eine Art Unterstand gebaut, eine kleine Hütte in einer Mulde. Das Waldstück gehört zu unserem Besitz. Wollen wir sie ansehen?"

Sie verließen den schützenden Vorsprung des Daches. Lohberg ging hinter Marianne, genau in ihrer Fußstapfen tretend. Im Wald stäubte es weiß, sobald sie einen Zweig streiften. Der Unterstand war trocken; den Boden hatte Uwe mit Ziegelsteinen gepflastert. Dürres, jetzt mit Schnee bedecktes Laub lag wie zufällig vor dem fast ebenerdigen Zugang; Babette hatte es im Herbst sorgfältig dort drapiert. Der sonst verwünschte Regen wäre jetzt günstiger gewesen als der Schnee, der alle Spuren zeigte.

Schweigend kehrten sie zum Haus zurück; Marianne machte vorsichtshalber noch viele Schritte hin und her, als sei sie umhergewandert ohne Ziel. Lohberg stand indessen an der Haustür und erwartete sie.

Nun war es soweit! In seiner Erregung über das Herannahen der Front brach in ihm ein jähes Mitteilungsbedürfnis auf. War sie nicht der Mensch, der jetzt sein

Schicksal teilen würde? Einmal hatte eine Frau an seiner Seite gestanden, bereit, mit ihm zu sterben. Bei Marianne war es anders. Er fühlte die Verpflichtung, sie sicher zu geleiten durch die kommenden Ereignisse. Auch an die Freunde in der Stadt dachte er und hätte sie hierher gewünscht. So, wie er ihnen in seinem Haus ein Heim errichtet hatte, so hätte er sie nun in Mariannes Haus versammelt sehen wollen. Vielleicht kamen sie noch? – Alles, was gut und rein in ihm war, wurde emporgehoben in der Freude, dem Gespanntsein eines Menschen, dem die Freiheit des Handelns winkt: *Wo aber Gefahr ist, wächst / Das Rettende auch*. Keinen Augenblick glaubte er jetzt an die Möglichkeit eines Fehlschlags.

"Gehen Sie noch nicht von mir", bat er Marianne, als sie gemeinsam das Haus wieder betraten. "Es ist vielleicht die letzte Nacht, vielleicht sind es nur noch wenige Stunden, die uns hier bleiben."

"Ich rechne seit Tagen damit, daß wir Einquartierung bekommen, ich bin darum nicht ängstlich. Mir ist, als lenke jetzt wirklich ein Höherer unser Schicksal. Was können wir denn tun? Sollen wir uns auf der Stelle verkriechen? Warten wir es ruhig ab." Während sie so sprach, war sie mit ihm in seine Kammer gegangen. Sie hatte dabei nicht das Gefühl, eine Schranke, die sie vorher streng bewahrt hatte, zu übertreten. Doch als sie nun gemeinsam in dem engen Raum standen, erglühete sie vor Verlegenheit. Hatte ihr zwei Schritte vorher noch der Gedanke Sicherheit gegeben, in ihrem eigenen Haus das Zimmer eines Gastes zu betreten, so nahm ihr das Enge, das Vertrauliche, auch Lohberg eigene Ordnung, die sich dem Zimmerchen mitgeteilt hatte, die Unbefangenheit. Was konnte sie tun? Gehen, ihn verletzen? Bleiben und ihre Qual verstärken? Vergebens sann sie in nervöser Erregung nach passenden Worten, die ihr über die Peinlichkeit hinweghelfen sollten. Lohberg packte einige Bücher zusammen, klappte ein Heft zu, dessen Seiten er mit seiner winzigen Schrift beschrieben und mit chemischen Formeln bedeckt hatte. Er wollte ihr helfen.

"Wollen wir lieber wieder in die Küche zurückkehren? Ist es unbescheiden, wenn ich noch um einen Tee bitte?"

"Aber gar nicht! Doch bleiben Sie nur hier, ich bin gleich zurück." Schnell ging sie hinaus. Er hörte sie im Herd schüren. Wortlos kam er dazu und reichte ihr kleines Holz, um die Flammen zu entfachen. Er mußte sie in die Kameradschaft zurückführen, wenn er sie nicht verstören wollte. Wie hatte Marianne ihm geklagt: *Warum hat Uwe mich nicht teilhaben lassen?* Er verstand den Mann, der in der Unbefangenheit seiner Frau den Frieden suchte, das Ausruhen vor der Welt. Bei Marianne geriet man gelegentlich in eine Sphäre reinsten Harmonie. War sie jedoch belastet von Alltagsdingen, wurde sie



unruhig, nervös und reizte unbewußt ihre Mitmenschen, sie zu verlassen; erhielt man ihr das Element, das sie brauchte, so wurde sie zum Kraftquell. Wie verschieden war sie von Grit, die leicht mit Männern in politische und berufliche Gespräche geriet. Wie unruhig war Grit, wie bohrend kamen ihre Fragen, wenn sie persönliche Dinge ergründen wollte. Richard erinnerte sich Stefans seltsamer Gespanntheit, die in Grits Nähe nie enden wollte. Wenn sie gütige und beruhigende Worte gefunden hätte! Richard wünschte es Stefan, wenn er abends abgehetzt und müde im Freundeskreis erschienen war. Richards Einblick reichte nicht weit genug, um zu ahnen, welche Motive der augenscheinlichen Verschiedenheit der Schwestern zugrunde lagen, – daß Grits Lebhaftigkeit einer inneren Verzweiflung entsprang, die Marianne niemals in dieser Form erlebt hatte.

WEG INS UNGEWISSE

Seit Tagen waren sie unterwegs, Stefan und Grit. Die Stadt spie die Menschen aus, die sich noch bis zuletzt in den Ruinen gehalten hatten. Verstopfte Straßen, überfüllte Dörfer, Lager in Chausseegräben, an Wegrändern, müdes Dahinschleppen von Hunderttausenden verelendeter, gehetzter Menschen, die irgendwo noch einen Platz suchten. Auch Grit winkte ein Ruhepunkt, sie sah ihn in ihren halbirren Phantasien: *Marianne!* Sie sah sie in ihrem Haus, am Ofen, an einem gedeckten Tisch sitzen, sie erwartend ... Das Wenige, das sie bei sich trugen, hatte Stefan in einem Rucksack auf dem Rücken. Auch er ging in Frauenkleidern. Es war zu gefährlich, sich als Mann zu zeigen. Sie hatten sich entschlossen, die Stadt zu verlassen, nach zermürenden Gesprächen mit Piet und Charly, die das Für und Wider abwogen. Die beiden Freunde zogen es vor, noch zu bleiben. Grit drängte zu ihrer Schwester, Stefan gab bald nach. Er hatte diese Verkleidung, trotzdem behielt er sie, als er sah, wie man alte Männer aus den Reihen der Flüchtlingen auf Lastwagen lud und abtransportierte. Er durfte Grit nicht verlassen. Nachts kauerten sie aneinander, in eine Felldecke gehüllt, die Stefan tagsüber zusammengerollt über dem Rucksack trug. Er ließ sich von Grit führen, die den Weg kannte. Er vertraute ihr, obwohl sie jetzt manchmal seltsame Reden führte.

Bald verließen sie die Straße und gingen einsame Wege. Grits Spürsinn im Auffinden entlegener Gehöfte führte sie hin und wieder in Heuböden, wo sie Unterschlupf fanden, in Häuser, wo man ihnen einen Topf Milch reichte oder etwas warme Suppe. Wenn sie gegessen hatten, sank Grit sofort in tiefen Schlaf, während Stefan – in der Angst vor Entdeckung – sich krampfhaft wachhielt. Bei seinen Erkundigungen erhielt er die Gewißheit, daß sie immernoch auf dem richtigen Weg waren. Grit hatte ihre Kindheit in diesem Landstrich verlebt und viele Wanderungen gemacht; sie kannte die Wege wirklich. Aber die Beschwerlichkeit, bei fußhohem Schnee, ohne geeignetes Schuhwerk, mit wunden Füßen täglich viele Stunde zu wandern, hatte sie aufgerieben. Stefan glaubte, nie wieder ohne schmerzenden Rücken sein zu können. Endlich, nach Tagen, schien Grit am Ende ihrer Kraft. Sie stapften durch den immer höher

liegenden Schnee, über Pfade, die kaum erkennbar waren. Es wurde bergig, ging auf und ab, in Windungen, durch tiefverschneite Schneisen, über kahlgelegte Höhen mit wenig Baumbestand, wo der Wind sie ungehindert faßte und ihnen durch die Kleider schnitt, daß sie jämmerlich froren. Grit kämpfte sich vorwärts mit zusammengepreßten Lippen; Stefan erhielt keine Antwort mehr. Er sah ein gefährliches Licht in ihren Augen und dachte an ein zu Tode gehetztes Tier, das sich endlich zur Wehr setzen will gegen etwas, das mächtiger ist. In der vergangenen Nacht hatten sie im Wald in einer geschützten Mulde aus Laub ein Lager geschichtet. Unter den Wurzeln einer großen Eiche war eine Höhle entstanden. Sie hatten sich hineingepreßt in den Schlupfwinkel und den letzten Rest ihres Mundvorrats verzehrt. Abwechselnd hatten sie einen Schluck Kognak nach dem andern getrunken, bis auch diese Flasche geleert war. Grit, bis dahin ängstlich auf einen Rest bedacht, wollte nicht mehr haushalten. Vor dem Einschlafen sagte sie: "Schade, daß es nicht kälter ist. Dies wäre ein guter Platz für uns, um zu verschwinden. Hier würde uns keine Bombe zerreißen. Wir würden Arm in Arm einschlafen und entweder nie oder in einer besseren Welt aufwachen. Es soll ein angenehmer Tod sein, das Erfrieren ..."

Was sollte Stefan darauf erwidern? So erwachten sie am nächsten Morgen und machten sich wieder auf den Weg, ohne das Geringste essen zu können. Nach Grits Berechnungen mußten sie längst bei Marianne sein. Aber war Grit noch klar? Stefan begann zu fürchten, daß sie doch irregegangen waren. Nun mieden sie ängstlich die Häuser; Grit wollte es so. Einmal zeigte sie hinunter ins Tal, dort sah Stefan nichts. Aber Grit sagte nur kurz: "Soldaten, getarnt." Sie waren also im Kampfgebiet.

Jedoch lag das Gelände nicht unter völliger Kontrolle der Truppen, da sie ungehindert gehen konnten. Den Donner der Front hörten sie jedoch schon drei Tage. Stefan wagte nicht mehr, Grit nach dem Weg zu fragen; in ihm war der Gleichmut eingezogen, den Hunger und Erschöpfung mit sich bringen. Stumm trottete er neben Grit dahin. In diesem stummen Wandern kam eine stete Folge von Erinnerungen, an seine Kindheit, die Jünglingsjahre, das Leben an den Universitäten in München und Heidelberg. Er dachte an die alten Städte, die ihm Heimat geworden waren, weil seine Mutter Deutsche war. Er war ihrem Wunsch gefolgt und blieb in Deutschland, als sein Studium beendet war. Er hatte Verwandte, fand Freunde und endlich ... Grit. Mit ihr begann ein anderes Leben, das auch in der schwersten Zeit schön war. Mit ihr wanderte er nun ins Ungewisse mit der matten Vorstellung, daß dies so sein müsse.

Gegen Mittag rasteten sie. Grit lehnte an einem Baum. Stefan geleitete sie, wie man ein Kind an der Hand nimmt, noch ein kurzes Stück bis zu einer windgeschützten Stelle. Er breitete die Decke aus, sie ließen sich auf dem Boden nieder. Sie waren hungrig, durchgefroren und müde. Erwärmen konnten sie sich nicht. In Stefan erwachte ein Rest Lebenskraft, als er Grit so völlig hilflos und erstarrt sitzen sah. Jetzt durfte sie nicht mehr einschlafen, sie mußte weiter!

"Kind, wir dürfen nicht so leicht aufgeben. Weißt du noch, wo wir sind?"

Er erhielt keine Antwort. Er verwünschte sein Nachgeben am Abend zuvor. Was hätte ein wenig Branntwein nun vermocht. "Komm!" Er zog sie hoch. "Komm und sieh dir die Gegend an, vielleicht erkennst du etwas, das uns weiterhilft!" Willenlos ließ Grit sich an den Rand eines Abhangs führen. Angestrengt blickte sie hinab, gleichgültig schweiften ihre Blicke in die Runde. Stefan beobachtete sie in ängstlicher Besorgnis.

"Grit!" Er nahm sie am Arm: "Sieh doch, dort ist ein Dorf! Da die Masten, es muß dort ein Gleis liegen, eine verschneite Eisenbahnspur. Erinnerung dich doch!"

"Wir sind am Ziel", sagte sie endlich.

Stefan zweifelte nun wirklich an ihrem Verstand. Dennoch setzte er sein Fragen fort. "Wohin müssen wir nun gehen?"

Grit erwachte etwas aus ihrer Apathie. Sie hob die Hand, sehr müde. "Da, der Berg ist es. Siehst du nicht die graue Fläche? Das ist der See. Das Haus kannst du von hier nicht sehen, es liegt hinter den Bäumen."

"Ist das wahr? Und das sagst du so, als sei es nichts? Grit, ist es wirklich so?" Er umfaßte sie, schüttelte sie leicht. Grit lächelte schwach, aber für Stefan war das doch ein Widerschein der alten Grit, die nichts mit dieser erschlafenen Frau zu tun hatte. Nie hatte er sie so gesehen. Es zeigte sich, daß er sie immernoch nicht kannte. Doch er liebte sie auch jetzt, in der Erstarrtheit alle Gefühle für ihn, für die Umwelt.

Zwar erfüllten ihn noch bange Zweifel an der Wahrheit ihrer Behauptung. Waren nicht Halluzinationen möglich? Aber, was seinem ungeübten Auge zunächst entgangen war, das war wirklich da: jetzt sah er die bleigraue Fläche des Gewässers wie das tote eingesunkene Auge eines Fisches. Doch gab es hier nicht mehr solche Stellen? Konnte Grit sich nicht irren? Nun brachen alle Zweifel gewaltsam über ihn herein. Er schätzte die Entfernung ab. Der Weg konnte höchstens noch eine zweistündige Wanderung erfordern. Aber noch andere Nöte könnten sie erwarten. Was, wenn Marianne einen Räumungsbefehl erhalten und längst nicht mehr da war? Stefan hoffte auf ein Wunder, auf Erlösung von der qualvollen Fahrt, aber immer wieder warnte er sich, nicht allzu froh zu sein, sich nicht einer Gewißheit hinzugeben, die sie an den Rand der Verzeiflung bringen würde, falls ...

Grit war offenbar alles gleich. Er sah ihr an, daß sie widerspruchslos zu Boden gefallen wäre, wenn er den Versuch gemacht hätte, noch einmal zu rasten. Nie hatte er sich so elend gefühlt und niemals so zwischen Furcht und Hoffnung geschwebt. Was waren dagegen alle Examensnöte, die in seiner Jugend seine Lebensfreude gehemmt hatten. Er begann auf Grit einzureden, um sie aus ihrer Versunkenheit zu reißen. Sie schwieg beharrlich. – Endlich, als Stefan verstummte und, da er nun die weitere Führung übernehmen mußte, überlegte, welchen Weg sie einhalten mußten, sagte sie: "Es hat keinen Zweck mehr, sich etwas vorzumachen."

"Wie meinst du das?" fragte Stefan nur, um sie wachzuhalten.

"Nichts kann uns mehr retten. Wenn ich dir sage, daß es gleich ist, ob wir hier liegenbleiben oder den Versuch machen, noch da hinüberzukommen. Wir werden nichts ändern können ..."

"Was? So rede doch deutlicher! Es ist lächerlich, was du sagst!" Er wollte sie reizen, daß sie sich wehrte gegen das schleichende Gift der Gleichgültigkeit. Aber Grit hatte ganz ruhige Augen, die ihn mit weiser Überlegenheit zu mustern schienen. Sie hielt an und zwang auch ihn, stehenzubleiben. "Ich sagte es dir einmal in einer Nacht: Wie wir auch rennen um unser Leben, am Ende wird uns nur der Tod ereilen. Ich wußte nie, wo er sich uns zeigen würde, aber jetzt ist er nah. Spürst du es nicht? Ganz nah, Stefan ... und ich fürchte ihn nicht mehr."

"Aber Kind, das ist doch nicht wahr! Sieh, eine Stunde noch, und wir sind bei Marianne, bei Richard. Was sollte uns jetzt noch hindern?"

Grit lächelte ein abwesendes Lächeln, wieder versank sie in ihr Schweigen. Sie setzte sich gehorsam in Gang, als Stefan sie am Arm griff. Er verlor beinahe die Beherrschung. Auch er war erschöpft, nervös und litt. "Du weißt, daß ich nicht wollte, als du diesen Wahnsinn begannst. Nun haben wir alles fast überstanden, und diesen Augenblick benutzt du, um mir den Rest des Weges, der schön sein könnte, weil er Aussicht bietet, zu verleiden. – Aber das soll kein Vorwurf sein", lenkte er sogleich ein. "Haben wir denn alles geteilt, um uns jetzt zu streiten? Wie hast du gekämpft, wenn du mich umstimmen wolltest. Immer gelang dir alles, und nun willst du aufgeben?"

Grit bleib erneut stehen, der Weg führte wieder heran. Sie keuchte, holte mühsam Atem. Ihre Lippen waren bläulich, ihre Wangen trotz der Anstrengungen bleich. "Ich wußte nicht, wohn ich dich führte, mein Junge, es sollte ja in die Freiheit gehen ... und vielleicht ist es die einzige Möglichkeit, frei zu werden ... glaub mir."

"Ich soll dir immer glauben, aber nie hast du mir geglaubt. Was bin ich für ein Mann, daß ich mich dir immer fügen soll! Was soll denn jetzt geschehen, wenn es wieder nach deinem Willen ginge? Hier auf der Stelle werden wir umfallen und liegenbleiben, ja?"

"Gut, wir werden weitergehen. Ob hier oder etwas später, das bleibt sich gleich und ändert nichts."

In Stefan erwachte verständnisloses Mitleid mit ihr. Er schloß sie in die Arme und schwang sie leicht hin und her. Dann gab er sie frei. "Nun geht es wieder, nicht wahr? Komm, vertrau mir, Liebes."

Plötzlich war die Luft vom Pfeifen und Heulen sausender Geschosse erfüllt. Flieger, bisher vereinzelt, kamen von Westen, Pulk an Pulk ... immer mehr. Stefan brauchte Grit nicht zu Boden zu reißen; ohne zu überlegen lagen sie beide und preßten sich an die schneebedeckte kalte Erde. So verharrten sie lange Zeit.

"Wir müssen trotzdem weiter, – wir wollen kriechen."

"Wir können auch gehen, es ist dasselbe. Der Wald schützt uns doch."

"Aber die Gefahr ist größer so, bleib am Boden, ich bitte dich!"

Sie krochen voran in der Hölle eines Untergangs, wie es Stefan schien. Er sagte sich, daß Soldaten dies alle Tage mitmachen müßten, aber jeder mußte diese Feuertaufe erst einmal überwinden. Grits Ruhe nahm er für Beherrschung. In Wirklichkeit hatte Grit fast aufgehört zu sein. Sie lebte noch mit der Last, die ihr der Körper aufzwang, aber doch schon jenseits. Kaum fühlte sie noch die Glieder. Nur der eisige Wind, der stoßweise über dem verharschten Schnee heranbrauste und ihr spitze Eiskristalle wie Nadeln ins Gesicht trieb, quälte sie noch. Wieder lagen sie in einer Mulde und warteten auf eine Ruhepause. Stefan trieb es voran; er wollte nicht aufgeben.

"Wird es gehen?" bat er Grit. Sie hatte sich an ihn geschmiegt, ihr Kopf ruhte an seiner Brust. Ihr Gesicht war klein und spitz geworden wie das eines kranken Kindes. Stefan betrachtete sie gerührt und besorgt. Er beschloß, ihr noch ein Weilchen Ruhe zu gönnen. Grit lächelte mit bebenden Lippen. Stefan stand auf, breitete die Felldecke aus und hob Grit empor. Er legte sie auf die Decke, hüllte sie darin ein und hockte dann neben ihr. "Erwärm dich erst, du Liebes, ich warte solange."

Eine Granate schlug unweit von ihnen ein. Schnee und Erdklumpen, Sträucher und Baumfetzen flogen durch die Luft. Stefan warf sich über Grit und deckte sie mit seinem Körper. Sie lag ganz still. Stefan stützte beide Hände auf den Boden, damit sein Gewicht sie nicht beim Atmen hinderte. Wieder schlug es in ihrer Nähe ein, wieder flog ein Splitterregen über sie.

"Ganz nah, fühlst du es?" wisperte Grits Stimme unter ihm. Stefan nickte nur. Quälender Druck war um sein Herz. *Jetzt ... jetzt ... jetzt*, dröhnte es – *Zeit! – Zeit!* Wenn sich die Zeit fände, daß sie sich eingraben könnten ... bis ...

Unaufhörlich bellten Maschinengewehre, heulten Granaten über sie hinweg. "Die wir hören, tun uns nichts." Stefan sagte diesen oft gehörten Satz. Es gab nichts zu tun als auszuharren, unentwegt zu warten, daß dies dreckige Leben weiterginge ...

Vorsichtig hob er sich wieder und legte sich eng an Grits Seite. Sie wandte ihm ihr Gesicht zu, sah, wie alles in ihm zerstört und verzweifelt war, und sagte, so zart sie es vermochte: "Armer Junge ... ich habe dir kein Glück gebracht." Bitteres Bedauern war in ihr, daß sie nicht ein anderes Ende mit ihm teilen konnte.

"Woher wußtest du es –", fragte Stefan.

Grit sah hinauf in den Himmel, an dem die Flugzeuge wie stählerne Vögel in der Sonne schwirren und Flakwölkchen schwarzgrau zerplatzten, als sei das Ganze ein hübsches Spiel. Sie blickte lange durch die Baumkronen, die dünn und faserig sich emporreckten. "Es mußte so kommen, ich wußte es von jeher, Stefan."

"Ich werde sehen, ob ich nicht einen sicheren Platz für uns finde." Stefan konnte Grits trauriges, entsagendes Lächeln nicht ertragen. Er wollte sich nicht in den Wahnsinn treiben lassen. So schürte er seine Wut, indem er gegen Grit aufbegehrte. "Einer muß schließlich die Nerven behalten. Mir ist auch verdammt elend zumute, aber ich gehe dagegen an!" Er stand zu ihren Füßen und seine Augen blitzten aus zusammengekniffenen Lidern böse auf sie herab. So sah ihn Grit, bevor er sich abwandte, um sich nach einem Unterschlupf umzusehen. Was er noch sagte, verschlang das Geheul der Geschosse. Grit schaute ihn an, voll Liebe und Verzeihung. Da wankte Stefan, machte eine halbe Drehung und fiel ... gerade auf Grit ... ohne Schrei, ohne Stöhnen.

Ihre Lippen formten lautlos seinen Namen, sie bewegte sich nicht, ihr Herz flatterte und kämpfte, ihr Atem versagte, sie fühlte nichts mehr. – –

Hinter den westlichen Höhenzügen brachen sich die letzten Sonnenstrahlen wie zersplitterte Pfeile. Die Nacht, und damit neue Kälte, glitten über die Täler der Eifel.

Grit erwachte mit dem Gefühl eisiger Starre in allen Gliedern. Sie lag, zwar eingehüllt in die Decke, doch belastet durch Stefans Körper, völlig erstorben. Kraftlos zerrte sie an der Umhüllung, versuchte sich von dem Toten zu lösen, der ihr wie ein Stein erschien. Halb war sie noch vom Verzicht auf das Leben erfüllt, halb regte sich in ihr der Wille, sich zu befreien. Sie versuchte, die Füße

anzuziehen, um sich zur Seite zu wälzen und die Last loszuwerden, aber es gelang nicht sogleich. Leise rief sie, wimmernd fast, um Hilfe. Ihr Ruf erstarb im ächzenden Rauschen der Bäume, die im Nachtwind hin- und herschwanken. Fern hörte sie Hundegebell. Allmählich kehrte Klarheit in ihr müdes, irres Gesicht zurück. Reue fiel sie an, daß sie Stefan gereizt, ihn getrieben hatte, auf diese Weise in den Tod zu stolpern. Wieder lag sie still und tastete einem Gefühl nach, bis sie wußte, daß es Schmerz war, unendliches Weh. "Stef, Liebling", flüsterte sie zärtlich. Endlich quollen die Tränen auf und erlösten sie ein wenig. Zugleich aber fühlte sie, daß sie sich aus ihrer Lage befreien mußte. Nun gelang, was sie zuvor vergebens versucht hatte. Sie rollte Stefans Körper zur Seite. Taumelnd erhob sie sich, dann sank sie an der Seite des Toten zusammen, erschöpft von der Anstrengung. Zweifel überkamen sie, ob Stefan wirklich tot sei. Mühevoll bekam sie ihn endlich so zu liegen, daß er ihren bisherigen Platz einnahm. In der fahlen Dunkelheit sah sie sein Gesicht, die halbgeöffneten Lider über den leblosen Augen, die wie in stummer Anklage auf sie gerichtet waren. Scheu ergriff Grit Stefans Hände und legte sie zusammen. Sie löste das Kopftuch, daß er nach bäuerlicher Art unter dem Kinn verknotet hatte, und sah endlich die Wunde. Ein blutverkrusteter Fleck über dem rechten Auge. Nur ein feines Rinnsal zog sich über die eingefallene Schläfe ...

Grit versuchte, die Lider herabzustreifen, sie schlossen sich nicht mehr. Da nahm sie ihr kleines Tuch aus der Tasche und legte es auf des Toten Gesicht. Ihr Schmerz verband sich mit einer letzten wilden körperlichen Zärtlichkeit, als sie daran dachte, wie der schwache Duft ihres eigenen Leibes aus dem Tüchlein herausatmen würde. Sie flüsterte: "Es ist kühl wie meine Hände, in die du so oft dein Gesicht gelegt hast."

Sie beugte sich über ihn und legte ihre Wange auf das Tuch, unter dem sie Stefans hartes Gesicht spürte. Sie richtete sich wieder auf und tat die kleinen Dinge, die ein Lebender einem Toten noch erweisen kann. Dann lag er auf der Decke, in die er sie Stunden zuvor gehüllt hatte. Sie strich seine schwarzen Haare zurück, ordnete seine Kleidung und suchte Reisig zusammen. Mit den trockenen Zweigen bedeckte sie den ganzen Körper. Ein bleicher, im Dunstkreis stehender Mond sandte ihr das Licht. Von neuem begann Erschöpfung sie zu überfallen. So stand sie längere Zeit neben dem langgeschichteten Hügel. Bis sie endlich, fast automatisch, nach dem Rucksack griff und darin zu wühlen begann. Sie fand nichts Eßbares. Obwohl sie das vorher gewußt hatte, suchte sie weiter. Sie hielt Stefans Taschenkalender in der Hand, dieses von ihr immer gehaßte Büchlein, in dem er seine Termine einzutragen pflegte, in das er oft vertieft war. Nie hatte sie versucht, einen Blick hineinzuworfen. Seine kleinen krausen Schriftzeichen mochte sie nie entziffern. Nun blätterte sie ein wenig und

schob es dann in ihre Manteltasche, nahm es wieder hervor und barg es in ihrem kleinen Lederbeutel, den sie an einer Schnur um den Hals trug. Nun war es ihr ein letzter lebendiger Beweis von Stefans Dasein geworden.

Der Wind tat sich auf, er kam wieder aus dem Westen. In den Bäumen fing er sich und heulte. Er fuhr in das lose Gezweig, das Grit um den Toten gerüstet hatte, und trieb mit den Reisern ein mutwilliges Spiel. Grit war in Halbschlummer gefallen. Sie fand nicht mehr die Kraft, sich zu erheben. Neben dem ausgeräumten Rucksack hockte sie und fühlte in ihrem vor Müdigkeit, Kälte und Hunger erstarrenden Körper eine Art von Erlösung ...

Die ersten Regenböen, die der Westwind in die noch halbwinterliche Welt trieb, ließen den Boden mit einer gläsernen Eisschicht zurück. Der Armen, die ihn unbewußt spürte, schien er mild und warm. Er gab ihr die Einbildung eines erfrischenden Bades. Aus diesem Hinübergleiten, sich lösend aus den Bedürfnissen des Irdischen, riß sie eine Kinderstimme.



Unweit von Grits Lager hatte eine Familie ihren Unterschlupf gefunden. Auf den Befehl, das Dorf zu räumen, waren sie nur hinausgezogen in die nahen Berge. Ängstlich vor jedem Soldaten, in dem sie einen Feind sehen mußten, hatten sie – mit Lebensmitteln versehen – in einer kleinen Höhle Raum gefunden, die sich einst Knaben für ihre Indianerspiele etwas ausgebaut haben mochten. Auch sie traf die Kälte, aber sie hatten wärmende Kleidung, wollende Decken und mancherlei herbeigetragen, nachts, wenn sie noch hinüberschleichen konnten ins nahe Heimatdorf. Manch einer machte es so, da er sich nicht trennen mochte, da er doch wußte, im deutschen Hinterland würde nur größeres Elend auf ihn warten. Endlich *hinter der Front* zu liegen, klang wie eine Verheißung in den Ohren der Gequälten. Sie beneideten einander nicht mehr um Besitz, sie neideten den anderen, im Westen, die Ruhe hinter der Front.

"Niemand wird bei dem Wind auf den Gedanken kommen, daß du es bist, wenn der Boden unter deinen Tritten knackt", beruhigte Engelbert Krämer seinen Stiefsohn. Mit diesem Hinweis glaubte er genug getan zu haben, um den Zehnjährigen ins Dorf schicken zu können, den Tabak zu holen, der noch im Haus war. Vergebens versuchte seine Frau, ihn umzustimmen. Engelbert verfiel

in sein Pathos, das sie mehr fürchtete als einen derben Krach. In diesem Augenblick haßte sie den Mann, den sie ihren Kindern zum zweiten Vater gegeben hatte. Alles, was er ihnen angedeihen ließ, erschöpfte sich in diesen Reden, die – zu oft gehört – nur gegenteilige Wirkung hatten. Seine ölige Überredungskunst hatte er auch bei ihr mit Erfolg angewandt, als sie Witwe wurde.

"Ich komme mit dir." Sie nahm den Knaben bei der Hand und kroch mit ihm durch den engen Stollen ins Freie. Engelbert, der diese Worte nicht hören konnte, schlug seine Decke wieder hoch über seinen Kopf und schnaufte behaglich, indes seine Frau mit dem Kind ohne Licht, im Regen über die vereisten Wege rutschte und tappte. Den Jungen zurückzulassen war unmöglich, so gern sie es getan hätte. Sie fürchtete, daß der Mann seine Faulheit überwinden und das Kind schlagen würde.

Sie gingen gegen den Wind, der ihnen den Regen entgegenpeitschte. In sein Geheul mischte sich ein klagender Ruf. Entsetzt standen die beiden still. In einer plötzlichen Windstille vernahmten sie menschliche Laute. Der Knabe klammerte sich an seine Mutter. Aber die Frau hatte sich schon gefaßt. "Ruhig, mein Kind. Vorsichtig ... wir müssen achtgeben. Da ist jemand, der uns braucht." Diese Worte, gegen ein wildklopfendes Herz gesprochen, wirkten auch auf das geängstigte Gemüt des Knaben beruhigend. Auch er wurde von der Sorge um ein Unbekanntes, ein lebendes Wesen erfaßt. "Kleine Häschen schreien manchmal auch so", flüsterte er. Nur wenige Schritte, und sie standen vor dem Reiserhügel, neben dem zusammengesunken Grit lag.

Einen Moment lauschten sie dem Seufzer nach, der schwach aus dem Bündel Mensch zu ihnen gedrungen war. Dann bückte sich das Kind und suchte furchtsam das Gesicht der Fremden; und der Junge erkannte einen Menschen wieder, der ihm einmal an einem Sommertag begegnet war und freundliche Worte mit ihm gewechselt hatte: "Mama, das ist die Schwester von der Frau Larsen!"

Der Name war der Mutter ein Begriff und doch verstand sie nichts. Sie beugte sich herab und richtete die zusammengesunkene Gestalt auf. Dabei erwachte Grit. Taumelnd lehnte sie sich an die Gestalt, deren Arme sie umschlangen und hielten, bis sie völlig zur Besinnung kam. Sie kannten einander nicht, aber sie lächelten sich an. Dieses Lächeln, schwach und elend bei der einen, ermutigend bei der anderen, schlug eine Brücke.

"Frag sie doch!" drängte der Knabe, dem sein Erkennen wieder ungewiß wurde.



"Sind Sie nicht die Schwester von Frau Larsen?"

"Ja ... wo ist sie ... ?"

"Wir wurden alle evakuiert. Ich nehme an, daß sie nicht weg wollte, wie wir auch. Irgendwo hier" – sie warf den Kopf zur Seite – "wird sie stecken."

"Wir wollten zu ihr", sagte Grit leise und blickte zu dem Hügel. "Mein Mann ... da liegt er." Sie sank wieder zusammen. Erschüttert hielt die Frau sie fest. Sie überlegte nicht mehr lange. "Versuchen Sie, sich auf mich zu stützen, wir sind nicht weit von unserer Höhle entfernt. Dort werden wir Sie pflegen können." Doch schon während sie dies sagte, überkam sie die Angst vor der Rückkehr zu ihrem Mann – ohne Tabak.

VERTRIEBENE

"Eh – Piet ... Es wird Zeit!" Charly hockte auf einer Kiste. Auf dem feuchten Boden des Kellers stand auf einem Stück Blech eine Kerze und erleuchtete den dunklen Raum notdürftig. In der Ecke, zwischen allerhand Gerümpel, ertönte dumpf das Pausenzeichen des Englandsenders. Charly legte vorsorglich noch einen Sack über seinen Apparat.

"Wie meinst du das? – Stell doch jetzt ab!" mahnte Piet, der geschlafen hatte. Es war zwei Uhr in der Nacht.

"Willst du es nicht selbst hören? Jetzt kommt nochmal die Wiederholung auf Deutsch."

"Spar den Akku, sonst reicht der Strom nicht mehr lange."

"Mitnehmen können wir das Ding kaum, das wird auf die Dauer zu schwer. – Wir müssen fort, so schnell wie möglich."

"Und wohin? Hätten wir da nicht mit Stefan und Grit gehen können?"

"Es war zu unsicher ... Weißt du noch, wie das Mädchen hieß?"

"Ja, du meinst Ruth?"

"Wo wohnte sie?"

"Ich hab sie ja fortgebracht ... warte mal ... Bredenhausen!" Piet war munter geworden; er nahm eine halbsitzende Stellung auf seinem armseligen Lager ein, das nur aus einem Schlafsack und ein paar schmutzigen Wolldecken bestand. Seit Grits Fortgang herrschte im Keller ein wüstes Durcheinander. Die beiden Männer hatten den Raum kaum noch verlassen, weil sie fürchteten, entdeckt zu werden.

"Wir müssen raus aus der Stadt, und zwar gleich! Morgen kann es schon zu spät sein. Die Stadt kann jede Stunde bombardiert werden. Steh auf und zieh dir deine Verkleidung an."

Piet folgte Charlys Aufforderung. Er verwandelte sich in eine dicke ältere Frau. Beide rasierten sich sorgfältig, bevor sie ihre Gesichter mit Schminke und Schmutz so zurichteten, als seien sie tagelang ungewaschen.

"Das Radio", fragte Piet bedauernd. Aber Charly schüttelte energisch den Kopf. "Wir können den Apparat nicht mitschleppen. Wir sind schon durch diese Röcke gehemmt genug."

Die letzte Zeit hatten sie von heißem Tee, Brot und kalten Konserven gelebt, denn sie wagten nicht, ihren Ofen länger zu heizen, als es zum Kochen des Wassers nötig war. Die Armen, die von Keller zu Keller gingen und etwas suchten, daran sie noch ihren Hunger stillen konnten, hielten Ausschau nach Rauchsäulen, die aus den oft stehengebliebenen Schornsteinen aufstiegen. Grit hatte immer nachts gekocht, aber die beiden Männer zogen es vor, sofort zu schlafen, wenn sie sich am Tee erwärmt hatten. Dieser Keller bot Vorteile. Überall im Mauerwerk klafften Risse. Dort hatten sie ihren Mundvorrat verstaut. Tagsüber labten sie sich am Inhalt der Thermoskannen, die sie nachts füllten. Ihre Gespräche waren nicht mehr so hoffnungslos; sie fieberten, wenn sie das Herannahen der Alliierten im Radio hörten, und vergaßen darüber oft die Gefahr, in der sie selbst noch steckten. Sie brannten vor Verlangen, aus der Untätigkeit her austreten zu können. Nun war es also soweit. Sie mußten alles sorgfältig bedenken, was sie zu ihrer Reise brauchten.

"Wie weit wird es sein bis zu dem Mädchen?"

"Vielleicht werden wir nur einen Tag brauchen, falls wir durchkommen. Aber wir müssen damit rechnen, daß die Straßen gesperrt sind."

"Denk vor allem dran, Piet, daß wir Frauen sind. Mach nicht deine langen Schritte! Und versteck den Tabak in deinem Busen; die Kiste Zigarren packe ich in mein Bündel."

Gegen vier Uhr, nachdem sie noch einmal gründlich gegessen hatten, nahmen sie mit einem stummen Blick in die Runde Abschied. Piet fühlte ein Frösteln im Rücken. Er sah zurück auf sein Lager, immerhin hatte er dort wochenlang schlafen können. Er verglich es schon mit einem anderen, unter freiem Himmel, auf gefrorener Erde oder in Scheunen, durch die der eisige Wind pfiß. Er glaubte nicht, daß sie Bredenhausen an einem Tag erreichen würden. Jeder Schritt hinaus trug sie ja ins Chaos ...

Als sie die ausgestorbene Straße betraten, hörten sie den anschwellenden Ton der Sirene.

"Wenn wir jetzt in einen Bunker rennen, bedeutet das stundenlangen Aufenthalt. Gehen wir zurück?"

Beide überkam die Gewißheit, daß sie nun, zum erstenmal, seit sie diesen fürchterlichen Heulton kannten, nicht mehr unterkriechen durften. Charly faßte Piet, dessen Zögern schon auf ein Warten hindeutete, am Arm. "Niemand wird uns aufhalten. Wir müssen durch! Komm!"



Wie so oft, folgten der Kältewelle, den Schneestürmen heitere, sonnige Tage, die den Frühling ahnen ließen. Als die Wärme den Schnee hinwegtaute, lag der Boden dunkelglänzend und duftend. In den kahlen Zweigen der Sträucher war schon ein bräunlich-grüner Schimmer. Doch Menschaugen, die dieses immer neue Wunder der Verheißung aufnahmen, gab es nicht. Die Herzen, müde, schwer belastet, empfanden die zarte Freude nicht mehr, die den Frühling ahnt.

Winzig wurde des Einzelnen Schicksal angesichts der Millionen, die alle das Grauen vor dem nahen Ende erfaßte. Bei aller Gedrängtheit der Ereignisse blieb der Schmerz immer ein individuelles Erleben. Schnelles Vergessen aller Erscheinungen beherrschte die Tage. Aufwühlend, erschütternd war allein noch das Kommende. Tote, Vermißte trieben ein seltsames Dasein zwischen den Lebenden, die keine Zeit mehr fanden, ihrer zu gedenken, die nur getrieben und gehetzt wurden von Erkenntnissen, die so bitter waren, wie die Einstellung des Einzelnen es zuließ. Es gab Menschen, die warteten ruhig und zuversichtlich auf das Ende des Ringens, obwohl sie nicht wußten, ob der Tod auch sie noch holen würde. Sie waren in der Minderheit und hüteten ihre Haltung ängstlicher als andere ihren letzten materiellen Besitz.

Eines Tages war das Pfarrhaus von Bredenhagen wieder still und leer. Überraschend kam der Räumungsbefehl für den Ort. Nach langem Jammern packten die vier Frauen zusammen, was sie gerade für zweckmäßig hielten, und zogen mit ihren Kindern fort. Ruth sah ihnen nach. Die Kinder waren unglücklich, sie litt mit ihnen. Der Pfarrer war in seinem Zimmer; Ruth wagte nicht, ihn zu stören. Endlich kam er; gebückt, das dichte weiße Haar zerzaust, stand er in der Tür. "Ich halte es für das Beste, wenn ich bleibe, Kind."

Ruth sagte noch nichts. Aber ihr Wunsch war derselbe.

"Wenn wir uns verbergen, Kind?" Er sah sie zweifelnd an. Ruth bemerkte in seinen Augen die völlige Ratlosigkeit eines Menschen, der schon jahrelang abseits gelebt hat, der keine Verbindung mehr zum Alltäglichen hat. Seine Fassungslosigkeit erschütterte sie. Wie stark, ja: ehrfurchtsgebietend war ihr der Vater erschienen, wenn er als Seelsorger sein Amt ausübte. Nun war er selbst ein Hilfloser und brauchte Halt.

Kraftlos lehnte er am Türrahmen seines Zimmers, in dem er vielen Menschen Trost zugesprochen, wenn sie zu ihm kamen. Dort hatte er auch seinen Schmerz ausgetragen um die Frau und die Söhne. Ruth fühlte noch einen Rest Bitterkeit um dieses stete Sichabschließen des Vaters. Was wußte sie von ihm? Soviel, daß sein Gott nicht derselbe sein konnte wie der, zu dem sie betete. Ihr war er ein mildes, immer nahes Wesen, gütig – bis ins Innerste ihrer Seele spürte sie ihn. Ihrem Vater schien er ein Ferner, Strafender, Gerechtigkeit und Sühne Ausübender. Das entnahm sie seinen Predigten.

Bevor Ruth ihr Verwundern überwand, ehe sie die Kluft überbrückte, die sie von diesem völlig veränderten Vater trennte, dachte sie an Richard. Dies gab ihr die Möglichkeit, mitfühlend zu bleiben. Sie war nach ihrer Rückkehr ins Elternhaus nicht mehr in die Welt der Unwirklichkeit geglitten. Alles Warten auf ihn oder eine Nachricht hatten sie nicht unsicher werden lassen. Ihr Weg hatte sie zu ihm geführt und damit hinaus aus der Verkümmern, der Sinnlosigkeit und der Unruhe, die sie so lange in sich getragen hatte.

Jetzt nahm sie den Vater an der Hand und geleitete ihn zurück in sein Zimmer. "Ich bereite alles vor, gedulde dich ein wenig, Vater. Wir werden einige Zeit im Keller leben."

Sie trat ans Fenster und sah in den Pfarrgarten. Die entlaubten Sträucher gaben freien Blick über die Wiesen, die sich jenseits des Zauns hinaufzogen bis zum Wald. Sie sah die Dorfbewohner, einzeln und in Gruppen, diesem Wald zustreben, der wie eine lange graue Mauer das Tal abschloß. Alle suchten nach einem Obdach in der Nähe. Von den Eingesessenen waren sicherlich nur wenige dem Räumungsbefehl für das gesamte Gebiet nachgekommen. Den Abzug der fremden Evakuierten hatten sie abgewartet und gingen nun in ihre Schlupfwinkel, die sie schon seit Monaten vorbereitet hatten. Sie räumten ihre Häuser, aber nicht die Heimat. Nachts strichen sie um ihre Höfe wie vertriebene Hunde.

Ruth wandte sich wieder dem Vater zu. Er saß in seinem hochlehnigen Stuhl und bewegte die Lippen in lautlosem Gespräch. Er war weit fort, weiter als einer, der den Ort verlassen hat und auf der Landstraße in Heimweh verging. Ruth ließ ihn allein.

Der alte Mann blieb in dem vertrauten stillen Gemach, in dem er vor langer Zeit sein Lebenswerk begonnen hatte. Er sah sich wieder an der weitgeöffneten Tür des Zimmers stehen und einen ersten Blick hineinwerfen. Wie freundlich erschien es ihm mit den hellen Biedermeiermöbeln. Seine Frau stand neben ihm und versuchte von der Seite einen Blick in sein Gesicht zu werfen, das soviel freudige Überraschung verriet und sich sogleich zuwandte. Alles, was strahlend

und hell in seinem Haus war, den ganzen äußeren Rahmen, verdankte er seiner Frau. Ihre ersten Ehejahre verbrachten sie in inniger Harmonie. Nach dem Mädchen wurden ihnen drei Jungen geboren. Diese orientierten sich an der dem Leben zugewandten Mutter und beherrschten bald das ganze Haus. Allein vor diesem stillen Zimmer brachen sich die Ströme ihres lebhaften Impulses. Hier begann des Pfarrers Reich, dorthin zog er sich während mancher Stunden zurück, weil er die Einsamkeit brauchte. Nie wurde ihm bewußt, daß seine Tochter ihm ähnlich war, daß sie von den Brüdern verdrängt wurde und sich nirgends verbergen konnte, wie er.

Er lebte mit den Seinen und doch allein mit sich und seinem Gott, im scheinbaren Frieden einer Lebensform, der dem abgelegenen Ort manche Tatsachen der Gegenwart noch immer verschloß. Er war zufrieden. Er brauchte nichts als die Abgeschlossenheit der Landschaft, der Bauernhöfe mit den hohen Buchenhecken, die Fremden den Einblick verwehrten. Er stammte von einem solchen Hof, er kannte die verschlossenen Menschen, die sich allem Neuen entgegenstellten, und billigte sie. Er liebte die Arbeit und orientierte sich an äußerster Sparsamkeit. Für ihn hätte das Leben immer weiter in der gleichen Weise verlaufen können.

Seine Frau kam aus einer süddeutschen Universitätsstadt. Sie versuchte, ihn in ein geselligeres Leben zu führen. Sie hatte oft Besuche aus ihrer Verwandtschaft, Bücher und Zeitschriften wurden ihr gesandt. Endlich söhnte er sich damit aus. War es nicht gerade gut, daß sie lebhaft und er still, daß sie weltlich und er jenseitig interessiert war? Ja, es war gut, und es wäre weiter gut gegangen, wenn nicht der Weltkrieg entbrannt wäre. Da schieden sich ihre Ansichten zum ersten Mal; so plötzlich, unerwartet traf es ihn. Er war Pazifist, seine Frau aber geriet in einen Fanatismus, der ihn schreckte. Nun begann er die Zeitungen erst recht zu hassen, aber sie trug sie ins Haus und wollte mit ihm darüber sprechen, – stieß jedoch auf völlige Abweisung. Charlotte hatte erwartet, daß er sich sogleich freiwillig als Geistlicher an die Front melden würde. Sein Herz zitterte vor Empörung, mit einem derartigen Ansinnen in Berührung zu kommen. Harte Worte fielen zwischen ihnen. Er zweifelte an ihrer Liebe. Charlotte war ihm entglitten, sie liebte nur noch *Helden*. Es war eine Verirrung – oder war es ihre wahre Überzeugung, die nun zutage trat? All diese Gedanken trug er in sein Zimmer, dort rang er um Erleuchtung. Er versuchte sich klarzumachen, daß er im Felde wirklich gebraucht würde, um die Sterbenden zu trösten. Aber eine andere Stimme sagte ihm, daß die Daheimgebliebenen auch einen Tröster brauchten, vielleicht viel dringender. Er hielt sich nicht für feige, aber er fühlte sich fehl in der Sphäre der Gewalt, die er verabscheute.

Nachdem er zwei Jahre mit sich gerungen hatte, meldete er sich zur Front. Immernoch klaffte in ihm der Riß zwischen Pflicht und Überzeugung. Er tat, was seine Frau für seine Pflicht hielt, aber er fand keine Befriedigung dabei. Er konnte nicht von dem Gedanken loskommen, daß dieses Sterben ein Frevel und jedes tröstende Versprechen auf Gnade eine Lüge war. Bei jedem Sterbenden dachte er an die Zurückgebliebenen und hätte zu ihnen eilen mögen, denn sie waren für ihn die des Trostes Bedürftigen. Gesunde Lebenskraft, zerrissen durch Menschenwillen: nur so empfand er den gewaltsamen Tod, den er nun stündlich erlebte. Krankheiten, deren Erreger gleichsam gottgewollt unsichtbar blieben, überfielen auch Gesunde, doch waren sie ein von niemandem gewolltes Schicksal, dem man sich beugen mußte bis zu dem Grade, da dem Menschen Mittel gegeben waren, sie zu heilen oder zu verhüten. All das war geheimes, höheres Walten, während der Krieg und seine Macht dem Pfarrer menschengewollt und teuflisch erschien.

Ihm war es unmöglich, Gott für das Werk dieser menschlichen Verirrung anzurufen! Er sah keine Gloriole um Soldaten, die für eine Idee fielen, er sah das Leid, das von den Schlachtfeldern zurückstrahlte in die Länder der Kämpfenden.

Aber konnte er einem jungen Menschen sagen, der mit dem Tod rang: *Du mußt in dich gehen, erkennen, daß du sterben mußt, weil du getötet hast oder die Absicht hattest du töten?* Konnte er diese Wahrheit sagen? Warum tat er es nicht? Warum logen seine Lippen? Aus Mitleid? Aus Feigheit? Erst als er wieder daheim war, überkamen ihn diese Fragen, zerrissen seine Seelenruhe. In diesem stillen Zimmer rang er mit sich, in vielen Stunden des Alleinseins. Mit seiner Frau sprach er nie darüber; sie verstand ihn nicht. Sie ging auf im Leben der Söhne, die soldatische Spiele trieben. Einmal wehrte er ihnen und fand dafür die Empörung seiner Frau: *Es sind Jungen und sie müssen sich doch wehren! Sollen sie Waschlappen werden?* – Er begann zu verstummen, wenn sie mit ihnen über ihre Streiche lachte. Sicher war sie eine ideale Mutter für die Jungen, die niemals in ihrem Vater einen Kameraden suchten. – Nach außen ging das Leben der Familie einen normalen Weg, innen zersplitterte es.

Bei all dem merkte niemand, daß Ruth völlig allein blieb, zurückschreckend vor der Kraft der Mutter und der Brüder und verzagend an der Verslossenheit des Vaters. Für sie führte der zweite Krieg zur Umwälzung ihres ganzen Seins. Die Brüder waren fort, ihre Mutter bekam schmale Wangen, einen festgeschlossenen Mund, dessen Lippen sich in Gegenwart des Vaters noch enger aufeinanderpreßten. Der Pfarrer machte einen abgeklärten Eindruck, als habe er alle Not irdischen Nichtwissens überwunden. Schrittweise glitt das Ruder des Haushalts in die Hände der Tochter. Die Mutter schrieb lange Briefe an die

Jungen; ihr Tun in der Küche bestand in der Zubereitung von Backwerk für die Söhne. Alle Päckchen trug sie selbst zur Post. Weniger denn je wurde Ruth beachtet. Sie war immer da, immer bereit, alles zu tun. Die Mutter nahm den Tod des einen Sohnes hin, dann auch den des anderen. Sie hatte kaum Tränen und suchte keinen Trost. Eine Zeitlang blieb sie äußerlich noch die gleiche; dann legte sie sich eines Tages, und nach einer kurzen, fieberhaften Influenza ging sie dahin. Daß sie ihre Haltung bis zuletzt bewahrte, traf den Pfarrer mehr als ein Tod mit selbstquälerischen Verzerrungen. Beide waren sie hart geworden und beharrten auf ihrem Standpunkt, aber sie hatte gesiegt, indem sie das Feld räumte, als ob es nicht mehr lohnte zu kämpfen. – *Wie leicht habe ich es mir gemacht: Menschen zu helfen, an denen mir nicht mehr lag, als daß sie zu meiner Herde gehörten. Charlottes Verirrung war mein Versagen. Das Kostbarste, was mir anvertraut war, habe ich an meiner Seite verkümmern lassen. Aus einer Tiefe, die er nur selten zu ergründen wagte, erklang diese Stimme, die ihn anklagte.*

Plötzlich war Ruth wieder da und mahnte leise: "Komm, Vater, wir müssen nun nach unten gehen. Vielleicht kommt bald eine Kontrolle. Hoffentlich werden wir nicht entdeckt." Er war wieder in der fürchterlichen Gegenwart, aus der es kein Entrinnen gab. Warum folgte er nun Ruth? Saß nicht Groll in ihm, daß immer wieder militärische Befehle bestimmend in sein Leben eingegriffen, seine Freiheit untergraben hatten? War auch das etwa Hochmut, daß er sich gegen diesen Zwang auflehnte? Er folgte Ruth hinab in den Keller, dessen Decken gewölbt waren wie die Verliese einer Burg. Sommers war er angenehm kühl, nun strömte er die modrige Kälte einer Gruft aus und ließ den alten Herrn erzittern. Ruth reichte ihm den Mantel. In einem Winkel, versteckt hinter leeren Kisten, hatte sie ihr Quartier hergerichtet. Alles war bereit. Eine Grubenlampe schwankte an einem Haken und beleuchtete die rauhen, aus großen Steinen gefügten Wände, in deren Winkeln Spinnweben hingen. Zwei Liegestühle, beladen mit Decken und Kissen, mehrere Koffer, eine Kiste zum Sitzen, das war alles. Der Vater wandte sich um wie ein Fremder. Ruth gewährte wieder seine völlige Hilflosigkeit. Etwas ergriff sie, erschütterte ihr Herz. Noch konnte sie den Wandel nicht verstehen. Zu sehr war das frühere Bild des Vaters in ihr verwurzelt. Nun verstand sie nicht mehr, daß sie einst vor dieser Majestät geflohen war, – vielleicht weil sie nicht wagte, sich die Wahrheit zu gestehen.

Richard, dachte sie, und bei diesem erinnern war ihr alles lebendig, was sie erlebt hatte. Nun lag das Ende des Krieges vor ihnen. Wo mochte er sein, wie mochten sie alle es überstehen, falls es ein Überstehen gab? Keiner war da, der ihr raten konnte. Ob es recht war, im Haus zu bleiben? Was kam, falls der Ort

zum Schauplatz der Kämpfe wurde? Ihr Vater hatte keine Entschlußkraft mehr; sie hatte für ihn mit zu bestimmen. Nun ließ sie sich treiben; aber es war gut so: Verstand konnte nichts mehr bewirken. Der Vater hatte sich auf den Liegestuhl legen und einpacken lassen. Er schien schlafen zu wollen. Ruth war allein in der Stille. Sie trat in die Küche und hörte das vertraute schnelle Ticken des alten Weckers. Der große, mit Fliesen belegte Platz vor dem Herd wies viele Spuren schmutziger Stiefel auf. Hier hatten sich die Evakuierten ihren letzten Proviant von ihr geholt. Die Kinder hatten geweint, als Ruth sie umarmte und küßte. Sie sah sie noch, übererregt, wie es Kinder oft sein können, vielleicht schon frierend im Gedanken an die Straße. Die Mütter klagten, und doch rannten sie wie ein ungeduldiges Hühnervolk durcheinander, als kämen sie nicht schnell genug fort. Ruth ging durchs ganze Haus; sie nahm sich Zeit, jeden Raum noch einmal zu besehen. Sie stellte sich die Menschen vor, die darin gelebt hatten. Einmal die Mutter, im Flur am Tisch in der Fensternische stehend und Wäsche glattstreichend, die sie in die Schränke packen wollte. Überall regten sich Erinnerungen und weckten in Ruth wehe Abschiedsgefühle, derer sie sich nicht erwehren wollte und konnte. Zuletzt kam sie in ihr eigenes Zimmer. Alle Vertrautheit schien es verloren zu haben. Aufgeräumt, mit festverschlossenen Fenstern, ohne Blumenschmuck, schien es jemandem zu gehören, der weit weg war. Die Bücher waren in einer Kiste im Keller verpackt. Sie hatten dem Raum viel Persönliches gegeben, das nun fehlte. Ruth ging schnell nach unten. Plötzlich hatte sie das Gefühl, als sei das alles keine Wirklichkeit mehr. Sie stand unschlüssig und trat noch einmal ans Fenster zum Garten.

Immernoch zogen Menschen durch den Wiesenhang hinauf zum Wald. Zwei kamen entgegengesetzt herab. Verwundert betrachtete Ruth sie, die sicher und ruhig gerade auf ihr Haus zuschritten. Eine unerklärliche Unruhe befiel sie. Irgendwo war ein Gefühl des Kennens, und doch wieder schienen sie fremd zu sein. Nun hatten sie den Zaun erreicht. Eine der Frauen sah sich um; schnell hob sie die Röcke und sprang über den kleinen Graben, der sie noch vom Garten trennte. Ruth unterdrückte einen Aufschrei. Kein Zweifel war mehr möglich, die beiden wollten in den Garten, vielleicht ins Haus, – plündern? Ruth vermutete verkleidete Männer: der Sprung über den Graben war so kraftvoll und elastisch gewesen, die Füße groß. Suchend sah sie sich um. Sie war allein, die hintere Tür hatte sie unverschlossen gelassen, um ein Aufbrechen vermeiden, später, wenn es für leer gelten sollte. Nun eilte sie, sie doch zu verschließen.

Gerüchte von Überfällen wurden in ihr wach, Dinge, denen sie nie Beachtung geschenkt hatte, traten an sie heran. Und wieder, in ihrer Angst, dachte sie an Richard. *Sie werden zurückweichen, wenn sie mich sehen*, hoffte sie und riß die Haustür weit auf. Inzwischen hatten sich die Fremden dem Haus

auf wenige Meter genähert. Zögernd wich Ruth zurück, da sprang aus einer Bewegung des einen Fremden wieder das Vertraute auf sie über. Ihr Hirn arbeitete, um sich zurechtzufinden – da war der andere bei ihr. Sie sah ein freundliches, entschuldigendes Lächeln – und ihre Augen weiteten sich in jäher Freude. Ruth sprang einen Schritt vor und ließ alle Schwermut hinter sich; sie flog der komischen Frau entgegen. Diese breitete die Arme aus und umfing die schmale Gestalt mit herzhaftem Druck. –

Wortlos zog Ruth die beiden ins Haus. Da legte sich die erste Erschütterung des Wiedersehens. Mit einem Aufstöhnen nahm Piet die von einem Tuch gehaltene Lockenperücke ab, Charly folgte seinem Beispiel. Danach fielen die Frauenkleider. Piet sah bewegt die übermächtige Freude des Mädchens. Auch ihm war zumute, als könne nun nichts mehr geschehen. Der schweigsame Charly spürte das Schwingen von Freundschaftlichkeit zwischen beiden. Was er in Richards Wohnung versäumt hatte, holte er nun nach: er schenkte diesem Mädchen Beachtung. Dies äußerte sich zunächst in wortlosem Starren. Seine Maleraugen erwachten, und irgendwo regte sich wieder ein menschliches Gefühl im Innern des von körperlichen und seelischen Strapazen mitgenommenen Mannes. Tagelang hatten sie das Elend der Flüchtenden um sich herum miterlebt. Kein Schlaf, nur halbwachses Schlummern tiefster Erschöpfung, das allein dem Körper, nicht der Seele zugute kam. *Hunger!* Trotz genügender Lebensmittel hatten sie sich am ersten Tag völlig verausgabt. Sie hatten geteilt und wieder geteilt mit Kindern, die zu elend gewesen, um noch nach Nahrung zu betteln, die sie nur ansahen. Sie konnten nicht mehr an Morgen denken in diesem vom Krieg in hellen Aufruhr versetzten Land. Endlich hatten sie Bredenhausen vor sich und waren schon getröstet – als sie den Strom der Abwandernden bemerkten. Nun konnten sie nur hoffen, Ruth noch anzutreffen.

Piet hatte es gewagt, die Leute nach dem Pfarrhaus zu fragen. Niemand wunderte sich darüber, jeder dachte nur an sich, kaum, daß man sie eines genaueren Blickes würdigte. Dann eilte Piet vor; Charly blieb grübelnd und zweiflerisch bis zuletzt, als er Ruth sah und ihre Freude. Das war das unscheinbare Geschöpf, das sich eines Abends in ihre Runde gedrängt hatte? Nun erschien sie ihm wie eine Madonna mit ihren schmalen, von vergeblichem Warten sprechenden Zügen, auf denen jetzt ein glückliches Lächeln lag.

Ruth führte beide in die Küche. Sie deutete zum Herd, auf dem ein mächtiger Kessel stand. "Darin ist noch warmes Wasser. Ich hole Handtücher, und dann geht es in unser Versteck im Keller. Hoffentlich haben wir noch Zeit, um uns recht zu versorgen. Ich werde inzwischen meinen Vater aufklären."

Ruth flog hinaus. Noch nie war sie so leicht die Treppen hinauf- und wieder hinuntergelaufen wie jetzt. Sie warf zwei Frottiertücher in die Küche und war schon wieder verschwunden.

"Vater, Vater – !"

Verwundertes Aufblicken des alten Herrn, der noch nie eine solche Erregung an seiner Tochter wahrgenommen hatte. "Was gibt es denn?"

"Wir haben Besuch. Zwei Freunde aus A.² Sie kamen her, um sich zu verbergen. Es sind Holländer", setzte sie leise hinzu.

Sofort richtete der Pfarrer sich auf: "Verfolgte?"

"Sie sind das gleiche wie wir. Wo gibt es noch einen Unterschied?"

Das war nicht Charlotte, seine Frau, die aus dieser Tochter sprach, das war er, sein eigenstes Gefühl. Er hatte nicht gewußt, daß Ruth ihm so gleichen könnte. "Wo sind sie, mein Kind?"

"Sie waschen sich in der Küche. Hoffentlich haben wir noch soviel Zeit, daß wir hier unten alles für sie herrichten können. Aber vermutlich wissen sie besser als wir, wie man sich verstecken kann."

"Wie entwürdigend das Ganze ist, dieses Verkriechen, dieses Versteckspiel, so viele Jahre nun schon!"

"Wir müssen jetzt noch aushalten, Vater. Schließlich leben wir doch in der Hoffnung, daß nun bald alles zu Ende ist. Wie lange soll denn diese Flucht noch anhalten, dieses Evakuieren? Wann werden sie einsehen, daß es in ganz Deutschland keinen Punkt mehr gibt, an dem sie Widerstand leisten können?!"

Einen Augenblick lang legte Ruth die Hand auf ihre Brust. Da war es wieder, dieses wunderliche Beben, das in Wellen über ihren Körper lief. Jedesmal, wenn sie es spürte, geriet sie in solche Abwesenheit. – Ihr Vater sah sie gespannt an: "Was ist dir denn? Fühlst du dich nicht gut?"

Wie konnte sie ihm antworten? Etwa: *Ich bekomme ein Kind – ?* Aber war das noch etwas Besonderes in diesem Leben? Die letzten Tage hatten alles durcheinandergebracht. Die Aufregungen, ihre Arbeit, all die Räumerei – das alles hatte diese Tatsache in den Hintergrund gerückt. Nun war Ruth sekundenlang wieder ganz davon erfaßt. Da riß die besorgte Frage des Vaters sie heraus aus der von banger Glückseligkeit erfüllten Spannung. Sie hatte keine Beschwerden, spürte eher ein gesteigertes Wohlbefinden. Etwas in ihr schien sich nach solcher Erfüllung gesehnt zu haben. Weitab stand der Vater und mit ihm die bürgerlichen moralischen Anschauungen. Inmitten des Untergangs

² Es liegt nahe, hier Aachen zu vermuten, jedoch war die Stadt bereits am 21. Oktober 44 befreit worden. Die geschilderte Kälte mit heftigem Schneefall deutet für die Handlung jedoch auf einen späteren Zeitpunkt hin; vermutlich handelt sich hier um die Zeit der sogenannten Ardennenoffensive (16.12. – 21.1.45). Es könnte sich um Düren handeln; diese Stadt wurde durch einen Luftangriff am 16.11. weitgehend zerstört. – Ein späterer Hinweis macht zudem deutlich, daß es sich um eine recht kleine Stadt handelte.

wuchs in ihr neues Leben ... Ihr schmales Gesicht zeigte nun wieder die Weichheit erblühender Schönheit. Ihre Gestalt hatte die früher oft steife Haltung verloren; ihre Bewegungen verrieten unbeirrbares Wollen, die kommenden Kämpfe zu überstehen. Vergebens warnte sie manchmal eine innere Stimme, die Gefahr nicht zu unterschätzen, in der sie sich befand. Sie wies das schnell von sich, indem sie die Erinnerung an den Mann beschwor, den sie so kurz gekannt und heiß geliebt hatte. Der Gedanke kam ihr nicht, daß ein anderer Mann ebenso schnell den Weg zu ihrem einsamen Herzen hätte finden können. Sie fühlte, daß das Schwerste, ihr Alleinsein, überwunden war, für immer, weil sie Richard gefunden hatte. Auch ihre Seele hatte Zuflucht nehmen müssen, heraus aus der furchtbaren Wirklichkeit in eine selbstbeschaffene Welt der Illusionen. Was war Hoffnung anderes als die Vorstellung von etwas vielleicht Unerreichbarem?

Das Erscheinen von Richards Freunden war ihr wie eine Verheißung, daß das Ende aller Leiden und die Wiedervereinigung mit *ihm* auf sie warteten. Langsam sich dem Vater zuwendend, sagte sie: "Die Freude hat mich ein wenig mitgenommen." Entschuldigend lächelte sie noch, dann ging sie wieder nach unten.

Der Pfarrer verzichtete gern auf Fragen. Sein ganzes Leben war eine Übung in Geduld und Selbstverleugnung gewesen. So hatte er jetzt nicht die Absicht, in den Weg seiner Tochter einzugreifen. Sie brauchte ihn nicht. Seltsamerweise erfüllte ihn dieses Bewußtsein mit Freude, so sehr es ihn bei seiner Frau gequält hatte. – Geduldig legte er sich wieder in den Liegestuhl und wartete auf die Fremden.

DER PFARRER UND DIE BÄUERIN

Nach einiger Zeit überkam ihn neue Unruhe. Er forschte in sich, was ihn in diese Stimmung versetzt haben könnte, aber er fand nichts. Verwischt und flüchtig waren seine Gedanken, die sich noch eine Weile um Ruth bewegt hatten, in ein dunkelwogendes Meer trüber Empfindungen geglitten. Plötzlich war dem alten Herrn wieder bewußt, daß er sich in seinem eigenen Keller verkriechen mußte, um der gehaßten Militärmacht zu entfliehen. Und er sah seine Gemeinde als Irrende durch die Wälder streifen, auf den Straßen verkommen, im Feuer feindlicher Flieger verenden ... Hastig stand er wieder auf und blickte, selbst irre, sich suchend um. Ruth war wohl immernoch bei den Freunden. Ihn aber erfaßte die Sehnsucht, noch einmal seine Kirche zu betreten. Er schlich fast die Treppe hinauf und drückte sich eng an der Küchentür vorbei. Er hörte das Lachen seiner Tochter, die kehlige Stimme eines Mannes und war schon aus dem Haus. Er ging durch die Pergola, die – hochüberspannen mit Heckenrosen – im Sommer wie ein Duftgewölbe, jetzt aber wie ein auseinandergefallender Käfig wirkte. Nie war ihm die trostlose Kahlheit, die der Winter hervorbringen konnte, so deutlich geworden. Immer nur hatte er diesen Fußweg zur Kirche bewundert und geliebt, stets darin die Wiederkehr eines neuen Blühens gesehen. Ihn schmerzte, daß er nie wieder seine Rosen genießen könnte, die als wogende rote Wolken ihre Süße ausströmten. Immer tiefer versank der Pfarrer in Verzweiflung. Er betrat die Sakristei. Die tiefe Stille tat ihm gut. Er nahm den Talar vom Haken und zog ihn an, dann betrat er die Kirche. Seine Blicke glitten durch das Schiff, über die leeren Bänke, sie gingen hinauf zur Kanzel, verweilten an den abblätternden Farben auf den Säulen, den bunten gotischen Fenstern ... Dies war eine schmucklose protestantische Dorfkirche, aber es war seine Kirche. Mit schmerzlicher Eindringlichkeit prägte sich ihm ihr Bild ein wie ein stilles Denkmal aller Sorgen und Leiden. Als trüge dieses Gotteshaus, ihm allein nur sichtbar, alle Schicksale der Menschen, die zu ihm fanden. Bei allen Handlungen, die er an dieser geweihten Stätte gehalten, hatte er sich mit den Menschen verbunden gefühlt. Seine alten müden Augen ruhten auf dem Taufbecken, auf den Stufen zum Altar. Er sah Kinder, denen er den Segen gab, erblickte gelöste, gläubige

Mienen und zur selben Zeit sah er junge Gesichter, in Todesnot verzerrt. Stöhnend wandte er sich ab und ging sehr langsam den Mittelgang hinab. Seine Hand glitt sacht über das blanke Holz des Gestühls. Dort lag ein vergessenes Gesangbuch. Der Pfarrer blieb stehen und hob den schwarzen abgegriffenen Lederband auf.

Katharina Ueckmann, stand in energischer Schrift auf der ersten Seite. "Ja, ja", sagte er leise und geriet beim Anblick dieser Schrift in den Bannkreis eines Schicksals, das er immer mit innerer Anteilnahme verfolgt hatte. Was bedeutete es, daß die sorgsame, einen geraden Weg verfolgende Katharina Linnhog Ueckmann ihr Gesangbuch hier liegengelassen hatte? Hatte sie auch hier mit Absicht gehandelt – ? Sie gehörte einer der ältesten Familien weit und breit an. Sie war nur wenige Jahre Jünger als er, aber er sah sie eigentlich so recht zum ersten Mal, als sie mit ihrem Bräutigam vor ihm stand. Es war die erste Trauung, die er in der Gemeinde vollzog. Tiefe Stille, alle Blicke ruhten erwartungsvoll auf ihm. Da verwirrte ihn der Blick dieser Katharina sehr. Er schien ihm Ungeduld auszudrücken. Unter ihrer breiten Stirn, die auch durch den Schleier nicht gemildert wurde, blickten ein Paar blaue, harte Augen. Um den vollen Mund lag ein Zucken, das ihn zu irgendetwas anzuspornen schien. Er wußte nichts von diesem Mädchen, nur, daß sie zu den reichsten Töchtern des Ortes zählte. Daß sie eine Waise war und bei Verwandten erzogen worden war bis zu ihrer Heirat, da sie den Hof übernehmen sollte. Der Mann sah ergeben aus neben seiner stolzen Braut. In seinen Augen fehlte das Licht, das Wollen ausdrückende Aufblicken ganz.

Meine erste Trauung führt keine Liebenden zusammen, hatte es ihn damals durchfahren. Diese Erkenntnis schmerzte ihn, der so glücklich mit seiner Charlotte war. Nur sekundenlang – während sein Mund weitersprach – befaßte er sich mit diesen Gedanken, dann fand er zurück und brachte sein Amt mit Anstand zu Ende. Er stand noch dabei, als die Verwandten die junge Frau beglückwünschten und bedauerte die kühl Zurückhaltende, daß sie ohne Liebe nicht zu wahren Glück gelangen könnte. – Die Jahre führten ihn immer wieder mit dieser Bäuerin zusammen. In rascher Folge gebar sie drei Söhne, die alle ihrer Wesensart entsprachen. Sie schien gegen Fehlschläge gefeit zu sein. Manchmal fürchtete der Pfarrer diesen fast frevelhaft erscheinenden Willen, der auch das Natürliche zu unterjochen wagte. Keines der Kinder glich dem Mann, der unmerklich dahinsiechte und nichts zu sagen wagte. Eine Zeitlang hatte er versucht, sich dem Trunk zu ergeben, aber auch da hatte Katharina gesiegt. Ihr Mann war von ihr für drei Monate in ein Sanatorium gebracht worden. Als er zurückkam, war er nur noch ein Besiegter. Das Mitleid der Dörfler mit ihm wandelte sich zu Verachtung.

Katharina Linnhog Ueckmann kam allmählich in die Jahre, da die Bauern ihr offen ein Lob reden konnten, ohne von ihren Frauen dafür getadelt zu werden. Gerüchteweise drang manches an des Pfarrers Ohren, aber nie hatte sich ihm diese stolze Seele offenbart. Manchmal verglich er sie mit Charlotte, trotz der vielen Unterschiedlichkeiten. Er litt mit Katharina, als auch sie einen Sohn nach dem andern verlor, als träfe es ihn noch einmal. Er sah sie jeden Sonntag in gerader Haltung kommen und gehen; er bewunderte und bemitleidete sie. Er konnte nicht denken: *Dein Stolz soll gebrochen werden*, nach 3. Mos. 26, 19. War sie nicht von Gott so erschaffen, hatte sie eine Schuld, daß sie sich treu blieb? Mußte nicht jedes menschliche Urteil über den Nächsten bei der eigenen Schwäche ansetzen? Des Pfarrers Unbeirrbarkeit war immer mehr vergangen, wozu sollte er es sich verhehlen? Was die Menschen in ihm sahen, war nicht das Echte. Er war ein ganz kleiner Unwissender, Tastender geworden. Wen das Leben aufgeklärt hat, wer es gelernt hatte, um sich zu sehen und die Schicksale seiner Mitmenschen zu würdigen, der mußte irre werden. Dann kamen wieder Stunden voll der Tröstung. Er klammerte sich an die Schrift, suchte darin seine Erklärungen und fühlte sich gerettet.

Wo mochte Katharina Ueckmann jetzt sein? In ihrem energischen Namenszug tauchte sie vor ihm auf und erhob sich über alle Bekannten wie ein Wesen, das klare Züge behielt selbst in der Verwirrung aller. Verstecken, verkriechen würde sie sich nicht! Das stand für den Pfarrer fest. Er glaubte sie auf ihrem Hof.

Er legte das Buch wieder zurück auf die Bank und ging weiter; stieg die ächzende Treppe zum Chor empor und setzte sich an die Orgel. In den kleinen Spiegel über sich blickend, sah er den einsamen Altar ... Er spielte, dann ruhten seine Hände müde auf den Knien. Er neigte den Kopf und verharrte lange Zeit. Plötzlich schrak er auf und sah sich verwirrt um – in seiner Nähe atmete noch jemand! Er war nicht allein. Scham erfaßte ihn, daß er belauscht worden war. Der Pfarrer stand auf und trat an die Brüstung, sah ins Kirchenschiff hinunter. "Hier bin ich, Herr Pastor!" sagte eine dunkle, feste Stimme, in der kein Zögern klang, die nicht getrübt schien von Unruhe. Katharina Linnhog hatte im Schatten der Orgel gestanden, nun trat sie groß, schwarzgekleidet auf ihn zu. Ihre schweigenden Blicke aufeinander bildeten eine offene Frage; keiner wollte zuerst sprechen. Beide, die das Leben fast hinter sich gebracht hatten, standen als einsame Menschen voreinander. Sie wußten vielleicht mehr voneinander aus ihrem Gefühl heraus, als ihnen von Dritten hätte erzählt werden können. Auch Katharina dachte jetzt an ihre Trauung und an den Schmerz, der sie durchfahren, als der Pfarrer damals von Liebe sprach.

Sie war noch nicht großjährig, ihr Hof wurde von Verwandten ausgebeutet. Sie selbst ertrug die Erziehung des Internats, in dem sie nichts lernte von bäuerlichem Leben. Sie sollte dem Hof entfremdet werden und wehrte sich dagegen. Sie grübelte und entschied für sich, daß sie zunächst alles erfüllen mußte, was die Erwachsenen verlangten. Ihr Verstand bewältigte alle Anforderungen, ihre Seele lag verschlossen, gehütet hinter kühler Undurchdringlichkeit. Die Ferien verlebte sie zumeist in Urlaubsreisen mit einer Erzieherin; heim durfte sie nicht. Dann erreichte sie ein Brief Friedrich Linnhogs, den sie als Kind gut gekannt. Er hatte schon oft geschrieben, keiner der Briefe war ihr ausgehändigt worden. Diesen jetzt brachte ihr eine aus den Ferien heimkehrende Mitschülerin. Der Jugendfreund war der zweite Sohn eines Großgrundbesitzers; er warb um ihre Hand. Katharina ahnte, daß dahinter ein Wunsch seines Vater stand, aber sie nahm an. Dieser Heirat konnten die Verwandten nichts in den Weg legen. So kam sie endlich nach Hause.

Bei ihrer Aufgabe als Gutsherrin hatte sie zunächst die Unterstützung des Schwiegervaters, der beide angrenzenden Höfe gern zu einem ganzen vereinigen wollte. Er plante, seinen Friedrich und Katharina kurze Zeit wirtschaften zu lassen und dann den beiden in der Stadt eine Existenz zu sichern. Friedrich war Bankbeamter; er liebte sein gesichertes Beamtendasein und taugte nicht zum Landwirt. Daß Katharina, die doch ganz städtisch erzogen war, die Stadt dem arbeitsreichen Landleben vorziehen werde, glaubte er zu wissen. – In Katharina frohlockte es, als sie im Hochzeitsstaat die Stufen der Kirche betrat, an der Seite eines Mannes, dem sie nur wenig Beachtung schenkte. Nach der Trauung wurde eine dreitägige Hochzeitsfeier gehalten, dann war sie am Ziel. Dies hier mußte sie noch ertragen! – Aus solchem Triumph riß sie die Predigt des Pfarrers; sein Blick erschien ihr als Vorwurf. Über der Feier lag ein Schatten; sie kannte keine Müdigkeit, aber große Unruhe hatte sie erfaßt.

Der Schwiegervater, ihr einziger Verbündeter, wurde ihr Gegner, nachdem er einsehen mußte, daß er diese Frau nicht wieder von ihrem Hof vertreiben konnte. Der Besitz wurde nicht vereinigt. Der Name Linnhog trat in den Schatten, und Katharina blieb eine Ueckmann. Sie bestand darauf, ihren Mädchennamen hinter dem Namen ihres Mannes weiterzuführen; da sie die Letzte einer alten eingesessenen Sippe war, wurde ihr die Erlaubnis zuteil.

Die Ueckmanns waren immer halbe Heiden gewesen. Umso mehr überraschte es die Dorfgemeinde, daß Katharina jeden Sonntag die Kirche besuchte. Sie machte den weiten Weg zu Fuß. Nur im Winter, wenn der Schnee zu hoch lag, ließ sie sich im Schlitten ins Dorf bringen. Niemand konnte sich

sagen, daß er je etwas anderes als Kühle in ihren Augen gesehen hatte, und alle, die die untergeordnete Rolle des Mannes mit ansahen, fragten sich, wie diese kraftvolle Frau diesen Schwächling lieben könne. Es blieb undurchsichtig, ob in Katharina mehr lebte als Geltungsdrang. Sie blieb in ihrer starren Haltung, jahrzehntelang. Saß sie in der Kirche und hörte die Worte des Pfarrers, so schien es ihr manchmal, daß er sie im Besonderen meinte, doch stets riß sie sich vor solchen gefährlichen Überlegungen zurück. Sie mied das Pfarrhaus und jede persönliche Berührung mit der Familie. Einen Versuch der Frau Pastor, sie in einen Wohltätigkeitsverein vaterländischer Frauen hineinzuziehen, wies sie mit soviel Heftigkeit ab, daß sie sich den Weg zu Charlotte Hersfeld für immer verschloß. Sie haßte diese Frau, die eine fröhliche Miene zur Schau trug, obgleich ihr Mann im Krieg war. Der Pfarrer, der gegen das Blutvergießen war wie kaum einer im Dorf, hatte sich den Einflüsterungen seiner Frau unterworfen.

Friedrich Linnhog war sofort eingezogen worden, als der Krieg begann, und hatte schon nach wenigen Wochen einen Lungenschuß erhalten, der ihm die Rückkehr in die Heimat ermöglichte. Er mußte nun sehr ruhig leben; auch nachdem er geheilt war, pflegte ihn Katharina und hütete ihn vor jeder Überanstrengung. Sie richtete ihm ein eigenes Schlafzimmer ein. In dieser Zeit begann er, sich heimlich dem Trunk zu ergeben. – Eines Nachts hörte sie, wie er laut schalt, und ging zu ihm. Linnhog saß auf der Bettkante, das Hemd aufgerissen und nach Luft ringend. Er keuchte ihr wüste Beschimpfungen und Vorwürfe entgegen, die sie in seltsamer Erstarrung über sich ergehen ließ. Endlich sank er hintüber und begann zu husten. Katharina nahm die Flasche vom Bett, deren Inhalt sich über das Laken ergossen hatte. Sie hob die Beine des Mannes hoch und bettete ihn ...

Während Katharina Ueckmann vor dem Pfarrer stand, erwachten die Leiden vieler Jahre wieder, die sie längst überwunden geglaubt hatte. Ihren Mann hatte sie damals in eine Trinkerheilanstalt gegeben; in den Jahren danach lebte er wie ein Schatten auf ihrem Hof, wortlos, bis er starb. Sich selbst konnte sie nicht so verstummen lassen. Die Selbsttäuschung, die sie all die Jahre betrieben hatte, brach in sich zusammen, sobald sie nicht tätig war. Sie zwang sich in die erkämpfte Rolle um der Söhne willen.

"Was tun Sie hier?" fragte der Geistliche sie mit müder Stimme.

"Auf meinem Hof werden Gräben für die Verteidigung ausgehoben. – Ich suchte Sie hier!"

"In der Kirche?"

"Ja. Wo ich Sie immer gesucht habe."

"Hier ist nicht der Ort, Menschen zu suchen – "

"Jeder sucht das, was ihm fehlt!"

Er erschrak vor diesem Eingeständnis. "Und Gott?"

"Gott!! Haben Sie ihn gefunden? Hat er Ihnen wirklich geholfen – als Sie Ihre Söhne verloren haben – wie ich?"

"Sie lästern Ihn."

Sie sagte mit bitter verzogenem Mund: "Einmal glaubte ich an Gott. Er schien mein Beten erhört zu haben. – Aber andere Mächte waren stärker als Er. Sie konnten diese Jungen zwingen, einen frühen Tod zu finden. Es waren Menschen, die dies vollbrachten. Kein Gott konnte es verhüten. Wenn es Ihn gibt, dann ist Er sehr fern ... unerreichbar für uns."

In dem Pfarrer versiegten alle Einwände, die er als guter Seelsorger jetzt hätte machen müssen. Er fühlte sich verloren vor dieser Frau. Er hatte sie jahraus, jahrein gesehen, immer von weitem, hatte ihre Blicke auf sich gespürt. Nun begann er zu ahnen, daß diese Frau, deren unwandelbarer Treue zur Kirche er sich gewiß gewesen, ihn selbst hatte sehen und hören wollen, daß sie sein Bild an die Stelle des Herrn gesetzt und ... Götzendienst gehalten hatte. Er schauderte vor dieser Frau, die ihn nun unverwandt ansah. Dann versuchte er, seine ruhelosen, aufgescheuchten Gedanken zu sammeln.

"Frau Linnhog," begann er leise, "ich weiß, daß Sie viel mitgemacht haben, daß Ihr Leben nicht einfach war. Sie haben sicher nicht das gemeint, was Sie soeben sagten." Er verwirrte sich wieder. Nein, es ging nicht so weiter, es war zuviel! Er war auch nur ein Mensch, ein Gehetzter, und hatte noch einmal Ruhe gesucht, hier in diesem Gotteshaus. Nun stieß er auf eine Frau, die ihn zwang, solche Geständnisse anzuhören! – Was hatte sie gesagt? Auf ihrem Hof würden Gräben ausgehoben? Das war die Wirklichkeit, da konnte, da mußte er sie wieder hinbringen. "Wollen Sie mit mir ins Haus kommen? Oder haben Sie die Absicht, auf Ihren Hof zurückzukehren?"

Katharina strich sich langsam, wie eine Erwachende, über die breite Stirn. Was hatte sie getan, daß dieser Mann ihr auswich? "Was soll mir dieser Hof, den meine Söhne niemals wiedersehen werden? Den ich verlassen habe, weil er wahrscheinlich niedergebrannt wird! Niedergebrannt, wie man mir alles niederbrannte. Auch Sie sind nur noch ein Häufchen Asche für mich, Pastor Hersfeld. Sie bieten mir ein Obdach? Wo? Ihrem Haus? Das war doch nur so hingesagt! Lassen Sie mich hierbleiben – "

Den Pfarrer zwang die Stimme dieser Frau, die soviel Verzweiflung verriet. Sie riß ihn zurück aus der Jenseitigkeit in den Krieg, der jetzt so nahe war, wie er bisher den Menschen in anderen Ländern gekommen war. Bald würden auch

hier die Bomben fallen, die Granaten durch die Luft heulen wie drüben in Frankreich, und er, vielleicht würde er wieder seinen Dienst tun an Sterbenden.

"Kommen Sie doch mit mir. Meine Tochter wird Sie gern noch unterbringen."

"Ja, Sie haben noch eine Tochter." Und mit einem Seufzer folgte sie ihm, der vor ihr herging, zwar ein wenig gebeugt, doch immernoch würdevoll in seiner hageren Größe.

In der Sakristei legte der Pfarrer seinen Talar ab. Er nahm ihn über den Arm und wollte die Tür öffnen, um Katharina Linnhog vorgehen zu lassen. In diesem Augenblick fühlte er ihre Hand, die seinen Arm umkrampfte. "Lassen Sie uns doch hierbleiben. Wir sind hier sicherer als irgendwo."

"Ich habe meine Tochter allein im Haus mit zwei Herren. Außerdem wissen wir nicht, wie lange wir uns verbergen müssen – da wir nicht fliehen wollen. Es wird sicher höchste Zeit, daß wir jetzt hinübergehen, wenn wir uns nicht alle gefährden wollen." Ein unbehagliches Gefühl beschlich den alten Herrn; er wollte den Augen der Frau ausweichen. Fast verwünschte er die Eingebung, die ihn noch einmal in die Kirche getrieben hatte.

"Hersfeld!" flüsterte die Frau beschwörend. So mußte sie ihn oft in Gedanken genannt haben, denn diese Anrede kam zu selbstverständlich über ihre Lippen; und sie wiederholte sie mehrmals. Zuletzt klang sein Name wie ein Schrei. Sie überrumpelte den Mann, der still und in seinen Schmerz versunken für sich dahingelebt hatte. Niemals war ihm der Gedanke gekommen, daß ihn eine andere Frau als die seine lieben könnte. Und gar lieben mit dieser Verzweiflung, mit solcher Kraft der Forderung! Aber er fühlte nur Abscheu vor sich und dieser Katharina Ueckmann, die nie eine Linnhog geworden war, die so starrköpfig geblieben war, wie er sie bei ihrer Trauung erlebt hatte. Zu mächtig und zu erschütternd wirkte all dies auf den Pfarrer, alsdaß er sich dagegen wehren konnte. Die Frau, die es wagte, ihn so zu beunruhigen, stand vor ihm und versperrte den Ausgang, indem sie sich gegen die Tür lehnte. In ihrer entschlossenen Miene ahnte der Pfarrer aufflackernden Irrsinn. Doch er besaß nicht mehr die Nervenkraft, diesen von Verzweiflung genährten letzten Versuch abzulenken, sich ihm entgegenzustellen. Er wich zurück, nur einen Schritt, der aber genügte, die Frau zu stärken. Sie drückte ihn zu einem Stuhl. Ehe er sich wehren konnte, saß er und Katharina Ueckmann kniete vor ihm und legte ihren Kopf auf seine Knie. Stumm hörte er, die Lippen zusammengepreßt, ihr stammendes Bekenntnis ... In welchen Sumpf war seine Seele durch diese Frau gezogen worden; sie hatte ihn mit gierigen Wünschen umschlichen, wenn er sein heiliges Amt versah! Sie hatte ihn – ihn! – tausendmal umarmt, ihn entkleidet, erniedrigt, wenn sie in den Armen ihres Mannes lag! Er verstand nicht, daß das über ihnen schwebende Ungewisse ihr diese Worte eingab. Er

ahnte nicht, daß sie mit der Flucht von ihrem Hof das Letzte aufgegeben, wofür sie ein Leben lang gearbeitet und gekämpft hatte – und an sich gehalten hatte. Wie erstarrt saß er und hörte zu. Seine Hände schwebten abwehrend über ihrem Kopf in der Luft ... Er hätte sie berühren müssen, um sie vielleicht unterbrechen zu können, doch das vermochte er nicht. Er wagte nicht, sich zu bewegen, vor Angst, sie könnte ihn noch fester umklammern, und anders. Seine Gedanken flogen zu Ruth, schon erbebend, als er dachte, sie könnte ihn so finden! Seine Wünsche flogen zu Charlotte; falls es eine Seelenverbindung gab, dann mußte sie jetzt seine Not fühlen!

Er wurde nicht gewahr, daß Katharina geendet hatte, daß sie den Kopf hob und ihn von unten ansah. Sie war bleich und las den Eindruck, den sie gemacht hatte, an seiner verzweifelten Miene. Wilde Wut schoß in ihr hoch. Sie stand so schnell auf, daß der Pfarrer erschrak. "Keine Antwort? Kein Wort mehr für mich?" Sie näherte ihre kräftigen Hände seinem Hals, als wolle sie ihn erwürgen. Hersfeld sprang auf. Die Beklemmung wich, die ihn bisher gefesselt hatte. Diese Frau war wahnsinnig, war es geworden in ihrem starren Schmerz, in ihrer Verzweiflung. Gute Worte konnten nicht mehr auf sie wirken. Seine Stimme war nun sicher und hart, sie schnitt ihm selbst ins Herz: "Sie werden jetzt ganz ruhig und vernünftig sein! Geben Sie den Weg frei! Sofort!" Und als sie ihn nur verwundert anstarrte, nahm er mit hartem Griff ihre erhobenen Hände herab und drückte sie zusammen. Er erwiderte ihren Blick so fest, daß sie zum ersten Mal die Lider senkte. Er ließ sie stehen und ging an ihr vorbei ruhigen Schrittes zur Tür, öffnete und schloß sie hinter sich ab. Dann eilte er den Weg zu seinem Haus entlang, um Hilfe zu holen. Er hatte völlig vergessen, daß hier jeden Augenblick der Kampf losbrechen konnte. Noch ehe er das Haus erreichte, hörte er einen Schrei jenseits der Kirchentür. Er blieb stehen und sah am Fenster der Sakristei, wie das Glas splitterte und Katharina Ueckmanns Kopf sichtbar wurde. Sie mußte auf einen Stuhl gestiegen sein. Wie gelähmt blieb er stehen und sah gebannt auf die Hand, die ein winziges Etwas in seine Richtung reckte. "Sie hat einen Revolver!" sagte er entsetzt vor sich hin. Er wußte, daß diese Frau eine leidenschaftliche Jägerin war. Er wollte sich zu Boden werfen, aber er konnte nicht. Eine Ewigkeit stand er so und gab ihr Zeit. Er hatte keinen Wunsch um Aufschub und sehnte sich nur nach dem Ende dieser eigenartigen Marter. Er hörte noch den scharfen Knall und fühlte ein leises Verwundern, daß der Schuß ihm nicht wehgetan hatte. Dann sank er lautlos zusammen, dicht vor der Hintertür des Pfarrhauses.

RÄUMUNGSBEFEHLE

Oft gelang es, daß die Menschen sich verflüchtigen konnten, daß Dörfer und Städte auf Befehl verödeten, ohne daß ihre Bewohner sich weit entfernten. Den Spürhunden fehlte die Zeit, die vielen Schlupfwinkel auszuheben. Im Mittelpunkt stand der zunehmend sinnlos gewordene Kampf, standen plötzliche, überstürzte Rückzüge. Es war der Winter, der diese Menschen zur Verzweiflung trieb, – nicht durch große Kälte, aber mit seiner hartnäckigen Länge, dem Wechsel zwischen vorfühlingshafter Wärme und wieder vereisender Luft. Der Schnee verharschte, blieb in schmutzigweißen Flecken auf der matschigen Erde zurück, bis neuer Schnellfall alles zudeckte und der Kreislauf wieder begann. In stummer Verzweiflung malte sich dieses Bild in die Seelen der Menschen. Frierend, fiebernd schleppten sie sich und ihre Kinder durch die Stunden und Tage, hoffnungslos und doch wieder in sehnsüchtiger Erwartung aufflammend, wenn sie nur winzige Anzeichen des Endes gewahrten. Gerüchte kamen und gingen, wie dahergeweht, vorüberschwebend und nichts zurücklassend ... Es fehlte an allem, das die Not lindern konnte. Nahrung, Wärme hätte Linderung bedeutet für die Gesunden, aber die Kranken brauchten mehr, sie entbehrten ärztliche Hilfe und Medikamente. Aber wer konnte überhaupt noch vorsorgen? Wer wirklich die Heimat verlassen hatte, zog mit einem Kinderwagen, einem Karren, einem Bündel immer am Rand eines unsichtbaren Abgrunds, und jede Stunde konnte endgültig ins Verderben führen. Der graue Himmel überschüttete sie abwechselnd mit Regen und Schnee. Sie wußten nicht wohin, nicht, ob sie jemals zurück konnten. Wenn sich zwei solcher Elendszüge trafen, wechselten die Menschen hilfloses Starren. Niemand wußte einen Ausweg aus dem Irrgarten. Grüppchen sonderten sich ab, blieben zurück, verkrochen sich in leere, einsam gelegene Gehöfte und nahmen, was sie dort vorfanden: verlassene Heimstätten, ausgeraubt, halb zerstört, in heillosem Durcheinander zurückgelassene Behausungen. Dort lebten sie, abgestumpft, die Gefahren ignorierend, nur noch an den Schlaf denkend, der sie den wütenden Hunger vergessen ließ ... Wenn sie Glück hatten, sahen sie eines Tages feindliche Panzer. Sie gerieten in Verzückerung und hätten die Feinde von gestern am liebsten umarmt. Mitten in ihrer tiefsten Verelendung hatten sie dann einen Halt gefunden.

Das Haus der Larsens lag wie ausgestorben auf dem Berg, einen Tag und noch einen, nachdem Marianne mit den Kindern, Babette und Richard Lohberg ihr Versteck im Wald bezogen hatten. Noch konnten sie sich hinüberschleichen und etwas holen. Dann aber schwärmten Soldaten im Wald aus und errichteten Stacheldrahtwälle, zogen Gräben und bauten Unterstände. Marianne hörte die Kommandos, die schweren Tritte, die sich ihrem Versteck näherten und wieder entfernten. Richard umspannte ihre kalte, zitternde Hand, und die Kinder, die ihn erst in diesen Tagen kennengelernt hatten, warfen änstliche Blicke auf den Fremden, der so vertraut mit ihrer Mutter war. Kindliche Eifersucht regte sich bei jeder beruhigenden Geste, die Richard für Marianne hatte. Sie hatte ihnen gesagt, Richard sei ihr Onkel. Aber es war keine günstige Zeit für Richard, das Vertrauen der Kinder zu gewinnen. Zusammengedrückt in dem engen Verlies, trennten sie die Weiten der Fremdheit. Als die Stimmen der Soldaten zahlreicher wurden und das Kommen und Gehen kein Ende mehr nahm, als Autos heranrollten und Panzer das niedrige Unterholz durchbrachen, geriet Marianne in furchtbare Angst: "Sie rollen über uns hinweg, sie zermalmen uns! Ich muß hier weg, die Kinder retten! Wir dürfen hier nicht bleiben."

Nur Babette blieb ruhig. Sie hielt die Hände gefaltet im Schoß und schien zu beten. Die Kinder hatten die Köpfe an ihre Hüften geschmiegt. Eine kleine Taschenlampe blitzte manchmal auf und vermittelte der Gruppe angstvoller Menschen eine Spur von Sicherheit.

"Sie bauen sich hier einen Gefechtsstand aus", flüsterte Marianne. "Wir sind dem Haus zu nahe, wir sitzen in der Falle."

"Ruhe, Ruhe", mahnte Richard. "Wenn es schlimm kommt, werde ich mit ihnen reden."

"Um Gotteswillen, man wird Sie sofort erschießen!"

"Ihnen und den Kindern wird man nichts tun. Aber glauben Sie mir: ich fühle, daß uns nichts geschieht, nichts geschehen kann!"

"Der Herrgott wird's net zulassen", murmelte Babette.

"Wie weit mögen sie sein? – Wenn es nur schnell geht!" Wie oft schon waren diese Worte gefallen ...

Langsam ging der Tag zuende, unendlich langsam für die Wartenden, die die Ungewißheit schwerer ertrugen als den Zustand offener Gefahr. Einmal bat Richard Marianne, die sich neben den schlafenden Kindern ausgestreckt hatte: "Lassen Sie mich hinausgehen und Umschau halten." Sie schreckte hoch: "Bitte warten Sie doch noch!"

Vom Haus her erscholl Gelächter, brüllende Stimmen drangen hinaus.

"Vielleicht ist es grade hier nicht sehr gefährlich; die scheinen doch sehr lustig zu sein."

Marianne erwiderte nichts. Seine Worte weckten keinen Trost in ihr. Sie saß grübelnd und fragte endlich: "Was sind wir nun? Sind diese Menschen in meinem Haus meine Feinde, weil ich mich ihren Befehlen widersetzt habe und deshalb die Entdeckung fürchten muß? Sind sie nicht Deutsche? Ist es mit ihnen oder mir so weit gekommen, daß ich hier auf ihre Flucht warte? Sind sie unser Untergang oder haben wir ihn verschuldet, weil wir nicht alle ihre Anweisungen befolgt haben? Ihr Untergang ... bedeutet vielleicht unsere Rettung. Warten wir hier nur noch auf die Hilfe von außen? Aber bin ich nicht eine schlechte Deutsche, daß ich so hoffe?" Und hastig fuhr sie fort: "Ja, ich bin sicher nie eine Patriotin gewesen ..."

Richard schwieg. Marianne lehnte müde und erschöpft an seiner Schulter und weinte. Er machte keine Bewegung, sie zu berühren. Er ließ ihre Verzweiflung ausklingen und erhoffte davon eine Fassung, die sie bereit machen würde, auch das Kommende noch zu überstehen. Die Luft in der engen Höhle war erstickend dumpf. Richard wartete sehnsüchtig auf die Stille draußen, dann wollte er es wagen, sich umzusehen. Marianne atmete ruhiger. Sie war ihm immer so stark und zuversichtlich erschienen, daß ihn ihre Erschütterung nun doppelt traf. Er verwünschte sich, daß er ihr nicht helfen konnte.

Die lauten Stimmen verstummten jäh, als feindliche Flugzeuge über dem Wald erschienen und Leuchtbomben abwarfen. Richard schlich an den Ausgang und lüftete mit beiden Händen vorsichtig das dichte Sträuchergewirr. Trockene Zweige knackten und ließen ihn minutenlang unschlüssig verharren. Ein halblauter Ruf brach ab und hing noch in der Luft; nichts rührte sich mehr im Haus. – Dann sah er mehrere Soldaten im Laufschrift dicht an sich vorbei zum Unterstand eilen. Hastige Worte schnitten in die Stille. Viele konnten es nicht sein, die sich dort einquartiert hatten. Er kroch zu Marianne zurück und teilte ihr seine Wahrnehmungen mit. Sie hob nur die Hand und ließ sie mit einer mutlosen Geste wieder fallen. "Marianne!" Er wagte nur zu flüstern, umso eindringlicher wurde seine Sprache. "Ich glaube, seit Sie das Haus verließen, spüren Sie keine Verbindung mehr zu Ihrem Mann. Denken Sie an ihn – er sitzt irgendwo im Norden und sehnt sich nach Ihnen wie nach einem belebenden Quell. Wollen Sie jetzt versiegen, da er vielleicht bald zurückkehrt?"

Richard spürte eine Bitternis, als er so sprach. Er wußte, daß er mit diesen Worten die Frau aufgab, die ihn in ihrer Sanftheit entzückt und an Ruth erinnert hatte. Aber diese Ruth war weit, vielleicht längst nicht mehr für ihn da. Er kannte

sie kaum, weniger als Marianne Larsen. Heftig durchfuhr ihn der Wunsch, die Freunde noch einmal um sich zu haben. Wie köstlich war ihre Gemeinschaft gewesen, wie wohltuend, zwischen diesen verschiedenen Menschen zu leben, ihnen zu raten, für sie da zu sein. Freundschaften, die manchen Unterschied überbrückten, die Grits Launen ebenso verwischten wie Charllys Härte, die Piet Wärme gaben, wenn er sich nach den Seinen sehnte, – das alles bedeutete etwas Unersetzliches für ihn.

Er sann, wie er Marianne beruhigen könnte, wie er ihr die Lage mildern sollte. Aber er stand ebenso erloschen, ratlos wie sie, und alle vorgetäuschte Ruhe war ihrer nicht wert. Gern hätte er sie mit der Hoffnung beruhigt, daß die Engländer Menschen seien, denen sie sich anvertrauen dürfe. Aber würde nicht ein Rest von Mißtrauen auferstehen, dieses zersetzenden Gifts, mit dem die Deutschen infiziert worden waren? Er selbst war wirklich ein Außenstehender geworden, unfähig, teilzunehmen am Geschehen der Menschen um ihn, die in die Masse gepreßt worden waren, ob mit oder gegen ihren Willen. – *Ich bin deutsch, wie sie es auch ist. Auch ihr wurde das Gefühl dafür ertötet; mir, indem man mich ausschied, und ihr, als man ihr seelische Verwirrungen schuf, die sie als fühlender Mensch und als Frau nicht tragen konnte. Ihr Geschick hat sie hierhergebracht, in die Stille. Bis heute hat sie die Leiden der Vertriebenen nicht an sich verspürt. Natürlich ist sie deshalb auch nicht so abgehärtet, und ich muß sie noch viel zarter behandeln ...*

Er brachte sie wieder zu ihrem Ruheplatz und half ihr, die Decken umzulegen. Dann wartete er, bis sie tiefer atmete und einschlief.

Wieder stand er auf und ging gebückt zum Ausgang. Er hörte das tiefe Gebrumm der Flugzeuge, sonst nichts, keine Abwehr – Stille lag über dem Wald, als sei er leer. Richard wagte es, den Kopf durch das Strauchwerk zu stecken und sog gierig die kalte Luft ein. Nicht weit entfernt mußte der Unterstand gebaut worden sein; er durfte es nicht wagen, die Hütte zu verlassen. Ihm wurde bewußt, daß dieser Zustand Wochen dauern konnte. Zwar hatten sie genügend Mundvorrat bei sich, auch an Getränken fehlte es nicht – aber die Kinder! Sie konnten diese Enge höchstens ein paar Tage aushalten. Gesunde Kinder ... ihnen das Sprechen verbieten, sie zwingen, stillzuhalten: unmöglich! Und Marianne würde in ihrer Verzweiflung irgend etwas Unbedachtes tun. *Es blieb uns doch keine andere Wahl!* sagte er sich. Und etwas antwortete: *Du hast ihnen keine andere Wahl gelassen. Sie hätten der Anordnung nachkommen und mit den anderen Familien ins Hinterland ziehen können. – Wenn es unerträglich wird, werde ich alle Schuld auf mich nehmen, suchte er sich zu beruhigen. Aber wird man mir glauben, gerade mir? Wird man sie nicht auch erschießen wie eine Spionin, eine Vaterlandsverräterin?*

Nur für wenige Minuten hätte Richard hinaustreten, aufrecht stehen und die kalte Nachtluft an seinem Körper spüren mögen. Die Kleidung klebte an seiner Haut. "Verdammt nochmal, dieses Lauern, Abwarten, untätige Herumsitzen", mahlte er zwischen den Zähnen hervor.



"Ich muß weiter, muß versuchen, zu meiner Schwester zu kommen", sagte Grit, als sie am Morgen erwachte und sich unter fremden Leuten sah. Die Frau nahm ihre Hand und bat: "Bitte, bleiben Sie ruhig hier. Es ist doch zu unsicher jetzt."

"Haben Sie einen Spaten hier?" fragte Grit den Mann. Er wies nach hinten in eine dunkle Ecke. Sie tastete sich hin und fand, was sie suchte. Sie wollte damit hinaus, aber Engelbert Krämer hielt sie am Arm fest. "Hören Sie mal, Sie können hierbleiben, wir nehmen Sie auf, aber wir dulden nicht, daß Sie uns in Gefahr bringen."

"Aber ich muß zu meinem Mann! Ich will ihn begraben."

"Machen Sie das heute abend, wenn es dunkel ist. Jetzt können Sie uns alle verraten, wenn man Sie sieht."

"Gestern war doch niemand da."

"Aber heute nacht, da hätten Sie was erleben können, wenn Sie nicht so fest geschlafen hätten. Es sind Truppen abgesetzt worden ... und die Flieger! Unentwegt waren sie über uns!"

"Ach ... " Grit sah ihn zweifelnd an. Dann erwachte ihre Willenskraft. "Lassen Sie mich gehen. Ich will recht vorsichtig sein. Ich schlängle mich schon hin." Krämer wurde wütend. "Gestern abend waren Sie zu schwach, um zu essen, nun haben Sie sich erholt und wollen dafür uns alle ins Unglück reiten. Sie bleiben hier!" Er drängte sie zurück und nahm eine drohende Haltung ein.

Grit fühlte sich schwach werden. Sie ließ sich auf ihrem Lager wieder zu Boden gleiten und antwortete nicht mehr. Lange saß sie dort, war empört und doch zu schwach, um sich durchzusetzen. Nun mußte sie abwarten, bis sie entkommen konnte. –

Scheu rückte Frau Krämer heran und bot ihr einen Teller, auf dem eine Scheibe Büchsenfleisch und ein Stück Brot lagen. "Mein Mann ist immer gleich so ... Nehmen Sie's nicht übel."

Grit sah sie erstaunt an. Sie hatte nichts mehr von diesen Leuten erwartet.

"Ich werde bald gehen, trotzdem."

Krämer kam zu ihnen. "Es wimmelt nur so von Soldaten. Gar kein Gedanke, daß Sie fortkommen. Wir können nur auf die Alliierten warten ..."

"Wie du sprichst!" sagte seine Frau mit einem ängstlichen Blick auf Grit. Aber die hörte kaum hin.

Krämer warf sich in die Brust. "Ach was! Du hast immer Angst gehabt. Jetzt ist es aus damit."

"Und weshalb haben Sie solche Angst vor den deutschen Soldaten?" fragte Grit.

"Wie, ich hätte Angst? Das ist doch ganz etwas anderes, das ist Taktik."

"Ach so." Grit lächelte. Sie klopfte beruhigend die Hand der Frau. "Keine Sorge, ich bleibe noch – Taktik!" Sie zwinkerte ihr zu und empfing einen dankbaren Blick, der sie etwas verwunderte.



Das Dorf Bredenhausen lag zwei Tage nach dem Räumungsbefehl immernoch wie tot. Weit auseinandergezogen, breitete es sich in der flachen Talmulde zwischen bewaldeten Höhen aus. Auf dem Ueckmannshof, der der Autostraße am nächsten lag, war ein kleines Kommando einquartiert. Aufgespalten, in kleine Gruppen zersprengt, wollten immernoch Teile der Wehrmacht Widerstand leisten. Und Hunderte banger Augenpaare suchten von den Waldrändern aus etwas zu erspähen. Sie, die der Krieg bisher nur aus der Ferne angeweht hatte, erwarteten Schreckliches zu sehen. Die wenigen Männer waren krank oder vergreist, sodaß eigentlich die Frauen doch allein dastanden. Zunächst hatten sie ihre Kinder in den Wald geschafft. Dort fanden sie sich mit der Nachbargemeinde zusammen. Sie begannen in großer Eintracht zu schanzen. Die Männer gaben Anweisungen, und die Frauen arbeiteten, daß die Feldarbeit eine Spielerei dagegen gewesen war.

Einzeln schlichen sie immer wieder zu ihren Häusern zurück, abends, wenn kalte Nebel das Tal einhüllten. Sie holten auf Handwagen heran, was sie konnten. Nicht selten fanden sie ihr Heim schon beraubt vor, Schränke und Schubladen durchwühlt und geplündert. Sie würgten ihre Wut hinunter und packten, äußerlich ruhig, das Verbliebene zusammen. Da lag nun auf dem Boden, was sie viele Jahre in Ehren gehalten hatten. Sie gingen durch ihre winterkahlen Gärten und schauten scheu nach der Stelle, wo sie ihre Kostbarkeiten vergraben hatten. Was eben da war an Kostbarem in einem einfachen Bauernhaus: ein paar alte Teller, Zinn, Leinen noch von Urahns

Zeiten ... Viele Frauen hatten schon wochenlang Vorkehrungen getroffen, aber die meisten hatten nicht glauben wollen, daß es soweit kommen würde.

Sie blickten noch einmal zum Dachfirst, der meist zwei holzgeschnitzte Pferdeköpfe trug, huschten in die leeren Ställe, in denen längst keine Pferde mehr wieherten, und nahmen die letzte Kuh an der Kette mit. Das alles durften sie noch tun, es war eine Gnade, die sie garnicht voll würdigen konnten. Es war eine bittere Gnade für sie. Ihr Stolz war so tief getroffen, daß sie sich beruhigen konnten nur in dem Gedanken an andere, die ein viel härteres Geschick traf.

In Gruppen verteilt, hatten sie ihre Unterstände gebaut, mit Heu und Strohschütte ihre Betten zurechtgemacht. – Die Kinder begannen vereinzelt zu lachen und zu spielen. Die meisten Frauen sahen teilnahmslos zu. Manche trugen einen Säugling an der Brust. Die größte Arbeit war getan, sie mußten warten ... Das war das Schwerste für sie.

In die Stille kam helle Bewegung, als plötzlich die Kirchenglocken läuteten ... Es klang so unheimlich, daß sie an ein Wunder glaubten. Vom Wind verschluckt, vermischte sich der an- und abschwellende Klang des Geläuts mit dem hohlen Rauschen der Bäume. Sie verließen ihre Lager und strömten an den Waldrand. Sie blickten hinunter ins Tal, aber sie sahen ja nichts, es war spät am Abend. Etwas mußte dort geschehen sein, vielleicht hatte es Furchtbares zu bedeuten, vielleicht Gutes.

Hinab ins Dorf! Die Alten aber schüttelten bedächtig die Köpfe: "Laßt euch doch nicht anschmieren, die wollen euch nur ranlocken." Überall lauerte Gefahr ...

Sie besannen sich auf ihren Pfarrer; niemand hatte ihn bisher unter den Flüchtenden gesehen. Er mußte noch unten im Dorf sein. Bedauern, Besorgnis erfaßte die Frauen, als sie an ihn dachten. Aber sicherlich war Ruth bei ihm. Schon glitten ihre Gedanken wieder ab und kreisten um die eigenen Interessen: ihre Häuser, die schutzlos jedem Fremden preisgegeben waren. Die Hofhunde hatten sie nicht mitgenommen. Die Kinder hatten geweint und gebettelt um das Leben ihrer Gefährten, aber die Hunde wurden erschossen. Die Katzen strichen um die leeren Wohnungen, manche miauten kläglich.



Als der Schuß auf den Pfarrer fiel, hatte Ruth mit den Freunden schon ein weit günstigeres Versteck gefunden. Sie räumte den Weinkeller aus, der tiefer in der Erde lag und nur eine kleine Luftluke hatte. Bei dem Herumgemore³ hörten sie nichts; kaum merkten sie, wie die Zeit verging. Schließlich wurde Ruth unruhig. "Mein vater müßte doch längst wieder hier unten sein. Ich will nach ihm sehen." Sie lief von Zimmer zu Zimmer, rief seinen Namen und stand endlich ratlos an der Kellertreppe. Sie öffnete die hintere Haustür und schaute den Weg hinab zur Kirche ... Sogleich sah sie seine zusammengesunkene Gestalt, glaubte an eine Ohnmacht, schrie nur leicht auf. Ruth rannte zu ihm, faßte seine gelblich-weiße Hand, erschrak vor ihrer Kälte und Schloffheit und stand, von wahnsinnigem Herzklopfen und furchtbarer Angst gepackt, einen Augenblick hilflos da. Dann lief sie zurück ins Haus und winkte den Freunden; sie konnte nicht sprechen. Piet beugte sich als erster über den Pfarrer ...

Zu dritt schleppten sie ihn ins Haus. Sie fanden Blutspuren und standen entsetzt vor dem Rätsel dieses Todes. "Erschossen", sagte Piet und wandte sich ab. Sie hatten den Leichnam ins Studierzimmer getragen und auf den Divan gelegt. "Man hat ihn ermordet — ? Wer?" Mehr vermochte Ruth nicht zu sagen. Die unheimliche Stille des Todes verbot das Reden. Die Freunde sahen sich stumm an, ebenso verstört wie Ruth.

Tiefe Gleichgültigkeit hatte sich ihrer bemächtigt. Ruth dachte nicht mehr daran, in den Keller zu gehen. Alles Fühlen schien von ihr genommen zu sein. Wie abgehackt zerbrachen ihre inneren Fragen. Sie ging leise im Zimmer umher, stand mit leerem Blick am Fenster, griff sich an den Kopf und ließ sich wieder auf den Stuhl in der Nähe des Divans nieder. Die Freunde befürchteten einen Nervenzusammenbruch und wagten nicht, sie anzusprechen. Immer wieder hob Piet beschwichtigend die Hand zu Charly, wenn dieser eine jäh Bewegung zu Ruth hin tat.

Draußen brach die Dämmerung herein; Ruth saß still an der Seite ihres Vaters. Sie hatte seltsame Gedanken, etwa, daß sie keinen Sarg besorgen könne, daß niemand da sei, der die Bestattung vornehmen würde, daß kein Pfarrer diesem Amtsbruder eine Leichenrede halten könne. Und sie kam wieder zurück zu der Frage: *Wer könnte das getan haben?* Ihr Vater hatte doch keine Feinde. Selbst unter den Gefangenen, die in einem Lager unweit des Dorfes untergebracht worden waren, hatte er nur Freunde gehabt. Das waren Menschen, die es wohl merkten, wenn ein Mensch zu ihnen kam. Man hatte sie schon lange fortgeschafft. – Ein Fremder? Ja, so mußte es gewesen sein ... ein Fremder, der seinen Haß an einem Unschuldigen ausgelassen hatte.

³ Obwohl der sinn klar ist, konnte ich (im netz) keine quelle für diesen begriff finden.

Piet machte Charly ein Zeichen. Sie wollten leise das Zimmer verlassen und beraten. Aber da sah Ruth auf und gewahrte die Schatten der beiden Männer unweit der Tür. Sie stand sogleich auf. "Ich habe vergessen ... Ja, wir wollen ihn hierlassen. Ich will noch etwas holen –" Sie ging an ihnen vorbei und hinaus. Die Freunde wagten nicht, ihr zu folgen.

Ruth kam zurück und trug in jeder Hand einen schweren Leuchter. Sie reichte sie Charly, zog die Bank des Harmoniums heran und stellte die Leuchter darauf, daß sie zu Häupten des Toten standen. Sie entzündete die dicken gelblichen Kerzen, die seit der Mutter Tod standen, noch von schwarzem Flor umwunden. Dann verharrte sie mit gefalteten Händen stumm neben der Leiche, bis Charly den Arm um sie legte und sie hinausführte.

Bald saßen sie in ihrem finsternen Verlies zusammen. Sie hörten nichts als die gleichmäßige Melodie des Regens, der aus der Traufe auf den weichen Boden platschte. Dazwischen war das Rauschen des böigen Windes, der in Schauern dahinjagte, die Regenwolken allmählich lichtete und abtrieb. Das Geräusch des Wassers verstummte und ließ die drei gewahr werden, daß sie auf nichts anderes gelauscht hatten.

"Erst eine menschliche Stimme erfüllt den Raum mit Leben ...", sagte Charly. Ruth antwortete: "Meine Stimme würde nur Trauriges zu sagen haben. Es ist wohl besser, wenn sie stumm bleibt. Aber – sagen Sie etwas, bitte."

"Ja ... ich? Ich weiß auch nichts mehr, was uns aus dieser verfluchten Trostlosigkeit herausreißen könnte. Piet, so sitz doch nicht da wie ein Zuschauer! Früher hab ich immer gedacht, höchstens deine Zigarre hindere dich am Reden. Nun hast du keine mehr und –?"

Piert antwortete nicht; da kam Charly ein anderer Einfall: "Was wird jetzt aus dem guten Wein, den wir da hinten gestapelt haben?"

Ruth raffte sich auf, ging und kam mit drei Gläsern zurück. "Wie auch immer – es ist ein Abschied." Sie zeigte Charly einen Korkenzieher, der an der Wand hing. "Früher hab ich manchmal hier mit Vater Kostproben genommen; unsere Jungs waren auch gern dabei."

Charly prüfte die verstaubten Etiketts. "Das hier könnte das Richtige sein ... *Berncastler Doctor* ... wenn er nur noch nicht hinüber ist. Und für Piet – er trinkt nur Rotwein" – wandte er sich an Ruth – "*Ingelheimer* ... kannst du versuchen, ist nicht schlecht." Geschickt entkorkte er die Flaschen, fuhr mit einem Mundtuch, das Ruth ihm zureichte, über den Rand des Halses und schenkte sich einen ersten Schluck ein. Er probierte, dann nickte er zufrieden und füllte Ruths Glas. Leise klangen die Kelche aneinander. Ruth sah zu Charly hin und entdeckte in seinen Augen etwas, das vielleicht Mitleid, aber wohl noch etwas anderes sein

konnte. Piet sah zur Seite. *Kinder, Kinder*, dachte er, *man erlebt es doch immer wieder*. Richard fiel ihm ein, und er nahm sich vor, Charly heimlich zu warnen. Er kannte diese plötzlichen Gefühlsausbrüche des Malers, wenn er in Begeisterung geriet und alle Beherrschung verlor.

Sie setzten sich wieder auf die in die Ecke eingebaute Bank und stellten die Gläser auf ein Faß, das als Tisch diente. In ihre Gedanken mischten sich schwingende, dumpfe Töne.

"Die Glocke ... sie läutet!" Tief und voll kamen die Klänge nun zu ihnen.

"Es ist jemand in der Kirche. Wir müssen nachsehen."

Charly und Piet tauschten unbehagliche Blicke. Doch sie gingen ohne Einwände hinter Ruth her. Nun schwieg die Glocke; alles war wieder still.

Sie standen schon im Freien, und Ruth drängte vorwärts. "Es muß jemand in der Kirche sein ... vielleicht eingeschlossen. Vielleicht war Vater noch in der Kirche, heute nachmittag."

Es war so dunkel, daß sie in die Regenlachen traten; das Wasser spritzte ihnen an die Beine. Sie nahmen denselben Weg, den der Pfarrer genommen hatte; unweit der Sakristei fiel Ruth ein, daß sie keinen Schlüssel hatte. Sie hätte ihn in ihres Vaters Taschen suchen müssen ... und davor schreckte sie zurück.

Plötzlich standen sie starr. Aus der Kirche kam ein heulender Ton. Unwillkürlich faßte Ruth nach Charly, der ihr am nächsten stand. "Ich fürchte mich, wir wollen umkehren." – Sie sah an der dunklen Wand empor und blickte auf das zersplitterte Fenster der Sakristei. Stumm wies sie hinauf. Die Männer begriffen nicht gleich, was sie meinte. "Das Fenster ist entzwei ..."

"Daher das Heulen, – der Wind hat sich verfangen. Kehren wir doch um."

"Aber das Läuten?"

"Wo wohnt denn der Küster? Der muß doch die Schlüssel haben." In Charly erwachte die Neugier, der Sache auf den Grund zu gehen. "Vielleicht ist die andere Tür unverschlossen?"

Sie umkreisten die Kirche. Charly drückte den Griff der Seitenpforte hinab und konnte den Flügel zurückschieben. Sie standen eng beieinander und horchten auf Laute aus dem Innern. Da alles still blieb, gingen sie langsam, Schritt um Schritt, weiter den Gang an den Bänken entlang zum Altar. Ruth fühlte sich beobachtet und erinnerte sich nicht, je solch ein Grauen gespürt zu haben. Charly hatte eine Taschenlampe und ließ den Lichtkegel über den Weg tasten. Sie fanden nichts Auffälliges, weder auf dem Boden noch in den Bänken, und traten in die Sakristei. Dort stand ein Stuhl direkt unter dem gesplitterten Fenster. Charly bestieg ihn und blickte durch das Loch in der Verglasung. Er sah deutlich den Weg zum Pfarrhaus. Hinter dem immernoch verhängten Himmel stand der Vollmond. Der Weg spiegelte vor Wasser, das

sich auf den eingesunkenen Platten gesammelt hatte. Um ihn spannte sich weitgefügtes Lattenwerk. Charly stieg vom Stuhl. Er kam nicht dazu, etwas zu sagen, denn aus dem Kirchenraum tönten Schritte und verhallten in der Ferne. Sie hörten, wie die Seitenpforte geöffnet und geschlossen wurde, durch die sie selbst gekommen waren.

"Da geht er ... der Mörder!"

Charly hielt Ruth am Arm, da sie eine Bewegung machte, um in die Kirche zu eilen. "Er hat uns längst bemerkt, er fürchtet nichts, sonst würde er nicht so laut davonrennen. Bleiben Sie hier bei Piet!" Er selbst lief den Schritten hinterher. Abermals hörten sie das Schlürfen der Tür. –

Verwirrt verließen auch Piet und Ruth die Kirche und kehrten zurück ins Haus, benommen von den neuen Erkenntnissen und geängstigt wegen Charlys plötzlichem Verschwinden.

Ruth wollte zu ihrem Vater, aber Piet nahm sie bei der Hand und führte sie wieder in den Keller. Dort fanden sie die blakende Petroleumlampe – und Charly. Mit abwesendem Blick saß er auf der Bank. Zunächst wagten sie nicht, ihn mit Fragen zu bestürmen und setzten sich still zu ihm. "Waren Sie schon oben im Zimmer?" fragte er.

"Nein."

"Es ist jemand dort ... eine Frau ... – Sie ging ... aus der Kirche ... sogleich hierher ins Haus. Sie stieg ohne zu zögern hoch ins Zimmer Ihres Vaters."

Wieder stieg Grauen in Ruth empor. *Was war das?*

Charly sah sie grübelnd an. "Eine große, schwarzgekleidete Frau."

"Ich kenne sie bestimmt nicht", sagte Ruth. Dann fielen ihr Charlys Worte aus der Sakristei ein: *Da geht er, der Mörder.* "Sie meinen wirklich, daß es dieselbe ... daß sie es ist, die ... ?"

Charly Miene bestätigte diese Vermutung.

"Entsetzlich ... Aber ich muß sie sehen."

"Wir gehen mit", sagte Piet.

"Nein, wir werden zunächst im Hintergrund bleiben", bestimmte Charly.

Ruth ging nach oben. Hinter sich hörte sie Charly ihr folgen, so leise wie möglich. Es beruhigte sie etwas. Doch als sie sich dem Zimmer näherte, in dem der Tote lag, mußte sie all ihren Mut zusammennehmen. Schnell und ruckartig öffnete sie die Tür; mit geweiteten Augen schaute sie ins Zimmer, Schrecklichem gewappnet – und war unendlich erleichtert.

Neben ihrem Vater saß Katharina Linnhog mit gefalteten Händen und schien zu beten, denn ihre Lippen bewegten sich lautlos. Ruth näherte sich ihr zaghaft.

Einige Zeit stand sie, ohne daß die Bäuerin von ihr Notiz nahm. Sie fand das gealterte Gesicht, daß sie oft wegen seiner blühenden Frische und Klarheit bewundert hatte, seltsam verändert. Sie wußte, daß Katharina ihren Vater verehrt hatte, und es tat ihr wohl, sie in dieser Stunde bei ihm zu sehen. Dennoch wehte etwas Unheimliches sie an – Charlys Worte hatten diese Frau mit einem furchtbaren Verdacht beladen. Ruth wollte diese Gedanken so schnell wie möglich loswerden, deshalb sagte sie nun leise: "Das ist gut, daß Sie wenigstens da sind, Frau Linnhog. Ich –"

Sie erhielt einen so fremden Blick aus den blauen Augen der Frau, daß sie weitere Worte nicht über die Lippen brachte. Am liebsten wäre sie jetzt davongelaufen. Sie blickte in ein verwüstetes Gesicht, sah tief eingesunkene Augen und einen halbgeöffneten Mund, der schon nicht mehr zu einem Lebenden zu gehören schien. Der Unterkiefer war, mitten in seiner Flüsterbewegung, herabgesunken und gab dem Gesicht einen blöden Ausdruck. Wirt das sonst sorgfältig geglättete Haar, schmutzig, von Tränenspuren zerrissen, das blasse Gesicht.

Bedauern wollte sie anfallen, aber dazu fehlte ihr das Wesentliche, der Grund, der ihr wahres Mitleid hätte hervorrufen können. Noch immer hörte Ruth Charlys leise, zischende Stimme im Dunkel der Sakristei. Sie fühlte noch seinen harten Griff, mit dem er sie schützend zurückhielt ... und wußte ihn nun hinter der halbgeöffneten Tür lauschend stehen – wieder um sie zu schützen.

"Sie waren in der Kirche, nicht wahr? ... Und Sie haben dort meinen Vater noch gesehen? – Er war doch auch in der Kirche!" Gespannt erwartete sie die Wirkung ihrer Worte und hoffte, nun eine beruhigende Erklärung zu hören.

Katharina Linnhog stand langsam auf. Ihr Mund verlor das Törichte, er schloß sich herb und öffnete sich nicht mehr. Sie ging an Ruth vorbei zur Tür und wollte das Zimmer verlassen. Sie traf auf Charly, der sie unversehens anhielt. "Sie schulden uns eine Erklärung. Wer zerschlug in der Sakristei das Fenster ... wer schoß auf den Pfarrer? Sie haben doch alles gewußt, sonst wären Sie nicht hierhergekommen!"

Katharina sah starr an ihm vorbei. Charly packte sie unsanft, aber er hatte sich in den Kräften der Bäuerin getäuscht. Sie schüttelte ihn ab und ging unbeirrt den Weg zum Ausgang weiter.

Ruth machte eine abwehrende Bewegung zu Charly. "Sehen Sie nicht, wie unglücklich sie ist?"

"Sie ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Mörderin Ihres Vaters!"

"Ja ... ich weiß ... Sie ist es wohl. Aber ich vermag nichts gegen sie zu tun. – Sehen Sie doch Vaters Frieden." Sie zog Charly ins Zimmer.



Katharina Linnhog verließ das Haus und trat in die Nacht. Der Himmel hatte sich erneut mit schweren Wolken beladen und sandte schon wieder vereinzelte Tropfen herab. Sie trafen die Frau schwer und kalt. Sie griff in ihre Rocktasche und holte ein Taschentuch hervor, das sie an den Enden knotete; dieses geknüpft Tuch zog sie über den Kopf und ging im stärker werdenden Regen durchs Dorf. Sie sah zu den Häusern, die sich im Dunkel abzeichneten, und hörte ihre eigenen Tritte, die auf dem Pflaster hallten und klapperten. Es waren nicht mehr ihre gemessenen, ruhigen Schritte, es war ein unregelmäßiges Laufen, bestimmt durch ihre wirren Gedanken, die bald sicher und klar, bald ängstlich und ratlos ihren Sinn belasteten.

Sie versenkte die Hand in ihre Tasche, in der sie die kalte kleine Waffe trug. Sie hatte den Revolver bei sich getragen in der Absicht, ihr Leben zu beenden, nachdem die Truppen ihren Hof besetzt hatten. Nun lebte sie noch immer und hatte getötet. Aber nur in Momenten hatte sie eine genauere Vorstellung von dem, was sie getan hatte; zumeist kreisten ihre Gedanken um anderes.

Sie beschäftigten sich mit Friedrich Linnhog, der fast zur gleichen Zeit wie Charlotte Hersfeld gestorben war. Damals hatte Katharina darin ein Symbol gesehen. In den Jahren zuvor hatte sich in ihr die Idee festgesetzt, daß sie einmal mit Hersfeld zusammenkommen würde. Als ihre Söhne gefallen waren, verbanden sich ihre verworrenen Hoffnungen immer enger mit der Erscheinung des Pfarrers. Wenn sie untätig Stunden hindurch am Fenster saß – was früher nie geschehen war –, sah sie ihn zuweilen ganz deutlich durch ihre Stube schreiten. Warum sollte diese Verbindung unmöglich sein? Er würde in ihrem Hof wohnen, das von gediegenem Wohlstand zeugte. Ja, hierher würde er recht passen, der große, hagere Mann. Er würde zurückkehren, woher er stammte: auf einen Bauernhof! Friedrich Linnhog ... war doch immer nur ein Anhängsel geblieben, ein Fremder. Seine Hände blieben Schreiberhände ... Hersfelds Hände waren markant ... niemals die Hände eines Geistlichen. Sie hätten den Pflug führen sollen.

Während Katharina ziellos durch den Regen lief, war sie wieder in die Nähe der Kirche gelangt. Der wollene Rock zog schwer nach unten, so naß war er. Und die Tuchjacke saß eng wie ein Leder um ihre Brust. Beim Eintritt in die kalte Kirche durchströmte es sie eisig. Taumelnd blieb sie stehen, an eine Säule gelehnt. Das Atmen schmerzte sie. Plötzlich wußte sie wieder alles; mit überheller Schärfe ergriff sie jetzt das Bewußtsein ihrer Tat, und nun erst kam Reue. Die Bäuerin

stürzte an den Altar und kniete auf den Stufen. Genauso plötzlich erwachte etwas Überwundengeglaubtes in ihr: die Schwäche, das Versagen ihres Willens ... Hilflosigkeit.

Was sie immer vorangetrieben hatte, zerbrach und ließ sie zurückschnellen in eine längst vergessene Welt. Da war nichts von Wollen, sondern kindliche Einfachheit, bescheidenes Warten, Hoffen, Wünschen. Um sie herum gute Gesichter. Eine Frau nannte sie ihr Alles, ihr Glück ... das war die Mutter. Ein großer, stämmiger Mann ... der Vater. Und es wimmelte von anderen Wesen ... Knechten, Mägden, Kindern, Tieren. Alles schloß sich zu einem Kreis um sie und sah sie an, liebevoll, gewährend, mahnend.

Dann ... war nur noch Tod in ihrem Leben, alles ging verloren. Die Welt wurde ihr fremd. Es kamen andere Zeiten, ganz andere Zeiten.

Sie lernte, eine Kraft zu spüren, die in ihr lag – dem Willen, ihr Leben zu steuern. Nur noch dieser Kraft vertraute sie. Sie kehrte zurück, und ihr Hof blieb der größte im Dorf, sie hatte die größte Macht unter allen Frauen ... *Und das alles hat dich nun dahin gebracht, eine Mörderin zu werden. Einer Tochter den Vater zu nehmen!*

Hersfeld hatte sich entsetzt von ihr abgewandt. Sie hatte ihn getötet, damit er nie über sie lächeln konnte, später einmal. Um diese beiden Gedanken kreiste ihr Bewußtsein und fand keinem Ausweg. – Da wurde sie wieder zum Kind, das eine Missetat begangen hat und vor der Strafe zittert. Das Gesicht ihrer Mutter tauchte auf in ihr, es blieb liebevoll, aber zeigte tiefe Trauer und versengte damit Katharinas Herz, daß es kaum noch weiterschlagen konnte. Dieser Schmerz riß sie mit sich fort ...

Mitten in der Nacht hörte Charly Ruths flüsternde Stimme: "Ich will noch einmal hinüber in die Kirche." Charly hatte tief geschlafen und war noch so benommen, daß er an einen Traum glaubte. Aber Ruth stand schmal und aufrecht an seinem Lager. Er erhob sich schwerfällig und folgte ihr. Piet schlief weiter. Der Regen hatte aufgehört. Sie betraten die nächtliche, vom Mondlicht erfüllte Kirche. Die schlanken Säulen warfen Schatten über die Bänke. Sie hörten das rasselnde Atmen eines Menschen, näherten sich dem Altar und sahen das dunkle Bündel auf seinen Stufen.

Charly hob die Frau auf seine Arme und ging, in den Knien wankend, hinter Ruth her, die ihm die Tür aufhielt und dann voraneilte ins Haus, um ein Lager für Katharina Linnhog zu bereiten. Plötzlich fand sie es töricht, diese Frau in den Keller zu bringen. Sie trugen die Bäuerin in die Kammer der Magd, die gleich neben der Küche lag, und legten sie in das hohe Federbett.

"Ich will hier bei ihr bleiben. Gehen Sie schlafen, Charly."

SOLDATEN

Ein Schwarm Krähen umflog in der Dämmerung eine Baumgruppe. In unruhigem Durcheinander ließen die Vögel sich nieder. Ihre Schwingen flatterten wie große Blätter. Einzelne Vogelleiber lösten sich und suchten einen anderen Rastplatz.

Grit hatte die Höhe verlassen und ging einen langen, einsamen Weg durch die erstorben wirkende Landschaft, die allein durch die schwarzgrauen Vögel belebt schien. Aus den Tälern krochen weiße Schaden herauf. Tagsüber war es wärmer gewesen; die Erde, vollgesogen vom Regen, verdampfte die Feuchtigkeit zu kaltem, zähem Nebel. Grit ging einen schmalen Höhenweg, der sich am Kamm des Berges dahinzog. Sie wollte versuchen, zu Marianne zu gelangen. Noch hatte sie die Geschehnisse der letzten Zeit nicht verarbeitet.

Zuletzt hatte sie gewahrt, daß die Bitten der Frau um ihr längeres Bleiben nur der Furcht entsprangen, mit ihrem Mann allein zu sein. Im Schmerz um Stefans Tod konnte sie kein Verständnis für die Nöte dieser Frau aufbringen. Grit war nie zu Mitleid geneigt gewesen; auch jetzt schloß sie sich innerlich wieder ab, als sie bei anderen Menschen Verborgenes ahnte, das ihr zuwider war. Sie hatte die erste Gelegenheit genutzt, um mit dem Spaten zu Stefan zu gehen. Sie fand den Reiserhügel zerrissen vom Wind, umgeben von Krähen. Grit bedeckte ihr Gesicht wimmernd mit beiden Händen. In wütendem Schmerz biß sie sich in die Handballen; dann begann sie mit einer Entschlossenheit, die ihre Kraft fast überstieg, ein Grab zu schaufeln. Ihr Körper schmerzte, sie sank fast um im Bemühen, die obere Schicht des Bodens, der noch leicht gefroren war, auszuheben. Sie maß die Körperlänge des Toten mit Schritten, ohne ihn anzusehen. Sie stellte sich auf die Kante des Spatens, trieb das blanke Eisen mit dem Gewicht ihres Körpers in die Erde und empfand wilde Genugtuung, als es voranging. Trotzdem brauchte sie etliche Stunden, gönnte sich nur knappe Pausen, um nicht schwach zu werden. Es kostete Grit unsägliche Mühe, Stefans steifen Körper in das flache Grab zu ziehen. Sie umwand seinen Kopf, der die Male von Schnabelhieben aufwies, mit ihrer Bluse, Grit war so erfüllt von diesem grausigen Bild, das ihr nun für immer in der Erinnerung an den Geliebten bleiben mußte, daß sie wilde Flüche gegen einen unsichtbaren Feind ausstieß. Haßerfüllt wütete sie auch gegen sich und alles, was, wie sie glaubte, dazu beigetragen

hatte, Stefan dieses Ende zu bereiten. Sie war fest überzeugt, daß sie dies alles nie vergessen würde, daß sie nun für immer gegen eine Macht kämpfen müsse, die sie einmal Gott genannt hatte.

Nachdem sie den Hügel über Stefan vollendet hatte, schaute sie in den verdämmernden Tag, hinauf zur Höhe des Berges, und erkannte jetzt den schmalen Pfad, der zu anderen Zeiten ein geliebter Weg für sie gewesen war, so oft sie bei Marianne war. Sie erinnerte sich an Sonnenglanz, Ginster und Brombeergerank. Sie hatte auf den verwitterten Steinen gesessen und Rast gehalten, umsummt von Insekten ... – Nun nahm sie den Aufstieg zu diesem Pfad; sie spürte schmerzliche Wiedersehenslust und folgte dem Weg, wie man einer traurigen Pflicht genügt.

Die Krähen schienen Unheimliches zu bedeuten. Sie waren zudringlich, als sie dicht an ihnen vorbeiging. Grit blickte sich um. Sollte es möglich sein, daß im Umkreis noch mehr Tote lagen? Oder war der Berg voller Gestalten, die sie beobachteten, irgendwo in Erdlöchern verborgen? Alle Vertrautheit wich. Etwas geduckt, lief sie, immer schneller, dem Wald zu. Es ging bergab ... das letzte Tal lag vor ihr, nur noch eine Steigung zu Marianne hinauf! Doch Krämers Worte, daß Truppen abgesetzt worden seien, beunruhigte sie mehr, als sie wahrhaben wollte. Durch den Nebel war die Dunkelheit so vollkommen geworden, daß Grit vor Silhouetten einzelstehender Büsche zusammenfuhr. Sie fürchtete, den Weg zu verlieren, stolperte über Wurzeln und Steine, verfiel sich im Gerank von Unterholz, aber sie fühlte, daß es wieder bergan ging, und hoffte, aus der Finsternis herauszukommen. Ihr Atem ging keuchend; als sie es merkte, blieb sie angsterfüllt stehen und wartete, bis sie ruhiger wurde. Wie leicht konnte sie sich verraten!

Da schrak sie zurück. Sie glaubte vor einem hohen Gebüsch zu stehen, streckte tastend die Hand aus und geriet in die Stacheln eines Drahtverhaues! Stacheldraht zog sich am Berg hin, hinter ihm lagen zweifellos Soldaten, bereit zur Abwehr. Nun war sie am Ende. Weitergehen hieß, einem Posten in die Arme zu laufen; zurück konnte sie nicht – wohin auch? Grit setzte sich auf die eisige Erde ...

Ihr Bewußtsein ging in einer Woge von Müdigkeit und Erschöpfung unter. Sie nahm das Gefühl ihrer Verlassenheit mit sich und eine kindliche Sehnsucht nach allen Menschen, die ihr einmal nahegestanden hatten.



"Los, Jungs, macht's gut!" Ein halb geflüsterter Satz aus rauher Kehle. Im Nebel rührten sich drei auseinanderwankende Schatten. Gleich lagen zwei auf der Erde und paddelten unter dem Draht hin und her, scharfes Knipsen der Schere zerriß die Stille. Zwei Landser schoben sich durch die eigene Linie, wie sie sich schon oft durch feindliche hindurchgearbeitet hatten. Nun kam es drauf an. In ihnen war keine Spur von Verwegenheit und Mut mehr, die sie wohl früher bei derartigem Tun empfunden hätten. Jetzt hieß es, sich einfach nur davonzumachen. Es war ein bitterer Abschluß, ihr letztes Soldatspielen gleichsam. Hinter ihnen stand ihr Leutnant, er blieb zurück und deckte sie. Sie waren alle drei hier in der Eifel zuhause. Sie hatten sich durchgeschlagen, zusammengehalten und mitgemacht; das Schicksal hatte sie wieder zurückgeführt in die Heimat. Tief atmend krochen sie vorwärts. Ein Moment der gegenseitigen Verständigung – sie waren durch! Sie erhoben sich, lauschten noch einmal zurück, wo Mathias stehen mußte, und wollten losgehen. Da schlug der eine lang hin; ein unterdrückter Fluch, und er erhob sich wieder. Er rieb sich die Stirn, tastete nach seinem Bein – und hielt einen fremden Fuß in der Hand. Seine Nerven waren nie so gespannt gewesen wie jetzt, da er sich entschlossen hatte, die wenigen Kilometer zu den Seinen zu laufen. Jede Verzögerung schreckte ihn. Sein Freund war indessen ein paar Schritte weitergekommen; er wandte sich um und wartete. Rufen mochte er nicht. Er vernahm einen leisen Pfiff. "Was los?"

"Mach doch ein bißchen Licht, Jupp!"

Ein schwacher Schein, und die beiden Männer hatten eine Frau gefunden. Joachim kauerte noch immer am Boden und rieb sich nachdenklich das Kinn. Jupp hatte sich über die Frau gebeugt und flüsterte: "Die ist kalt. Komm."

Joachim fühlte ein jähes Unbehagen. Er wollte diese – vielleicht – tote Frau nicht ihrem Schicksal überlassen. "Ich krieche nochmal zurück zu Mathias."

"Mensch, du bist verrückt!"

Aber Joachim war schon fort. – Der Leutnant hatte ihnen den Weg genau ausgearbeitet. Diese Nacht waren sie noch sicher durchgekommen, nun verrann kostbare Zeit. Gleichgültig gegen alles, was nicht sein Fortkommen erleichterte, haßte Jupp diese Verzögerung.

Endlich vernahm das geübte Ohr die unterdrückten Laute sich näherschiebender Körper. Beinahe klang es wie Wind, der im trockenen Laub sein Spiel treibt. Nicht weit von Jupps Platz entfernt zirpte der zarte Laut eines schlafenden Vogels, wie er manchmal durch die Nacht klingt. Er antwortete sofort auf dieses Signal, und zwei Gestalten wurden sichtbar.

"Laß sehen." Der Leutnant kniete bei Grit. Seine Hand fuhr in den hochgeschlossenen Mantel, kam unter den rauhen Wollstoff des Pullovers und legte sich auf die Wölbung des Brustkorbs. Er spürte den schwachen Herzschlag. "Ich werd sie nach hinten bringen."

Jupp stieß Joachim derb in den Rücken: "Kommst du nun endlich?"

Joachim griff nach Mathias' Hand und drückte sie. "Bis bald ... Mach's gut!"

Die Schatten der Kameraden verschwanden. Mathias beugte sich herab und beleuchtete die liegende Gestalt, suchte im Umkreis den Boden nach Sachen ab, die der Bewußtlosen gehören konnten, aber da war nichts. Er hob die Frau hoch und ging den Wall entlang bis zum Posten. Ein kurzes Losungswort, und der Posten ließ den Leutnant mit seiner Last passieren.

Der Wald lag still, eingehüllt in die Naßkälte des Nebels. Mathias stieg mit seiner Last bergauf. Er hörte nur seine eigenen, auf dem stellenweise noch vereisten Waldweg knirschenden Schritte. Schweiß begann auf seinem Gesicht zu perlen, doch die Anstrengung tat ihm gut, sie lenkte ab von dem Heimweh, daß sich seiner bemächtigt hatte, als er den Freunden zur Flucht verhalf. Er ahnte, daß nur noch wenige Tage dieses Krieges zu bestehen waren, aber niemand wußte, ob ihnen noch eine lange Gefangenschaft beschieden sein würde – falls sie überlebten bis zum Schluß. Darum half er den Schulkameraden, als der eine beredt, der andere stumm bat: *Laß uns nach Hause gehen!* Er selbst war zurückgeblieben. Er hörte sie davonkriechen und lauschte bitter diesen Geräuschen; er dachte daran, wie sie zu dritt diese Übung immer wieder machen mußten, bis sie sie dann im Ernst wiederholt hatten – um zu töten. Jupp, der Metzgergeselle, war davor am meisten zurückgeschreckt: *Ihr kennt das nicht. Es ist manchmal schon schlimm, wenn einen ein Tier ansieht, das man schlachtet.* Joachim und Mathias hatten immer geglaubt, sie seien die zarter Besaiteten. Mathias erkannte, daß sich ihre Begriffe verwirrt hatten, da sie einen Unterschied machten zwischen *Sterben* und *Fallen*. Er gab also Menschen, die einen Mord begangen hatten und nie mehr Ruhe fanden vor ihrem Gewissen, und andere, die täglich willentlich mordeten und sich dafür die Brust mit Orden schmücken ließen. Joachim wollte den Freund aus solchen Grübeleien reißen: *Wir alle sind nur Werkzeuge.* Für Mathias war das keine Beruhigung. Er hatte sich gelegentlich gedrückt, hatte in die Luft geschossen, – war nicht befördert worden; manche verspotteten den *alten* Leutnant.

Über dem Wald dröhnten die Motoren feindlicher Flugzeuge. Sie warfen Leuchtbomben, der Wald füllte sich mit magischem Licht. Gespenstisch grün schimmerten die Tannen; das Unterholz stand nackt und faserig, herausgeschält aus dem milchigen Nebel. Mathias legte erst Grit auf den

Boden und warf sich dann neben sie. Noch immer lag sie im tiefen Schlaf der Erschöpfung. Mathias beschloß, sie nun zu wecken, weil unklar war, wie lange dieser Aufenthalt dauern konnte. Er holte seine Feldflasche hervor, sie war erst kürzlich gefüllt worden. Er zog Grits Oberkörper auf seinen Schoß und rieb ihre Schläfen; etwas ungeschickt benahm sich der Leutnant dabei. Dann hielt er ihr die offene Flasche unter die Nase. Der warme, würzige Dampf schlug Grit ins Gesicht; mit einem wohligen Gefühl erwachte sie – glaubte nun, wirklich gestorben zu sein: ringsum der in fremdartigem Licht schimmernde Wald ... Sie fühlte sich umschlungen und glaubte, es sei Stefan. Doch das Erwachen ging weiter und Grit nahm den Teegeruch wahr, sah eine braune Feldflasche in einer zitternden Hand. Schließlich wagte sie, den Kopf zu drehen. Sie wollte nicht erfahren, daß es nicht Stefan war, der sie hielt, denn ihre Sehnsucht nach ihm war groß. Aber sie fand das fremde Antlitz unter dem Helm unbegreiflich vertraut; sie fragte nichts, sie trank gierig. Schüchtern reichte sie die Flasche zurück. Der Fremde schraubte sie zu und hängte sie an seinen Gürtel.

Grit lehnte sich in den Arm zurück und geriet in ein wohliges Träumen. Ihre Wange ruhte am harten Stoff des Soldatenmantels; der eigentümlich strenge, von Tabak, frischer Luft, Leder und menschlicher Ausdünstung gemischte Geruch war neu für sie. Sie dachte noch, daß sie nie so dicht an einen Soldaten herangekommen sei – und schlief wieder ein.

Von fern hörte Mathias Dörr die Laute, die ein nächtlicher Alarm verursacht. Die wenigen Kommandos klangen nur gedämpft heran, aber der Boden dröhnte unter den Schritten derer, die jetzt den Unterstand aufsuchten. Plötzlich wurde ihm bewußt, daß er seinen Dienst nicht versah. Ihm wurde sehr unbehaglich. Wie konnte er einfach eine fremde Frauensperson über die Frontlinie einschleppen? Sollte es hier nicht von Spionen wimmeln? Fielen nicht in jeder Nacht die Fallschirme vom Himmel und setzten ihre Träger irgendwo ab? In die Enge getrieben durch solche Erwägungen, sah er sich ängstlich um. Wenn man ihn so fand? Wenn man morgen seine Freunde vermißte – mußte der Verdacht nicht auf ihn fallen? Wie aber sollte er sich der Frau wieder entledigen? Er konnte sie doch nicht einfach liegenlassen. –

Nun mußte er vorwärtsschauen. Er würde diese Frau sogleich nach oben tragen und seine Meldung machen. Aber schon schob sich eine Frage in sein Bewußtsein: *Wie kam es, daß Sie die Frau jenseits unserer Stellung fanden? Wer zeigte sie Ihnen?* Sollte er ein ganzes Lügengewebe spinnen um dieser Frau willen, die ihn und die Flucht seiner Kameraden gefährdete? Doch war nicht bereits ein Schritt getan, der nicht mehr verwischt werden konnte? Hatte der Posten ihn nicht gesehen mit seiner Bürde? Vom Standpunkt derer, die noch

seine Vorgesetzten waren, hatte er sein Leben wohl schon verwirkt. Es begann unruhig zu werden unter den Soldaten, und es zeichneten sich haarscharfe Grenzen ab zwischen denen, die noch immer siegen wollten und jenen, die einsahen, daß nur ein schnelles Ende noch etwas retten konnte. Er wußte, daß man ihn zu den letzteren zählte. Aber immernoch kannten sich nicht alle, die in dieser Haltung zusammengehörten. Die Angst, eine ins Wahnsinnige übersteigerte Furcht voreinander, ein Mißtrauen, das vor dem Nächsten nicht haltmachte, zermürbte sie in diesen Wochen.

Immernoch saß er, das schlafende Mädchen im Arm, auf dem Waldboden. Hatte er sie so weit gebracht, dann mußte er sie auch davor bewahren, zu Unrecht verdächtigt zu werden. Der Wald, jetzt noch Versteck bietend, konnte im feindlichen Ansturm in kurzer Zeit aufgerollt werden ...

Aus seinen hilflosen Überlegungen schreckten ihn scharfe Worte: "Halt! Wer da? Hände hoch!"

"Na, na – nicht gleich so stürmisch!" Er erkannte den Obergefreiten Schmitz, den er selbst zum Patrouillengang bestimmt hatte. "Komm doch mal her, mein Junge, sieh dir das an." Er rückte zur Seite, Grit rollte unsanft auf den Boden und erwachte. Sie hörte einen erstaunten Ruf, dann wieder die Stimme ihres Retters: "Offenbar eine Hiesige. Sie lag hier halb erstarrt. Räumungsbefehl nicht befolgt und hockt nun da in einem Loch. Eine Vorstellung haben die Weiber vom Krieg!"

"Melde, habe auch schon drei Frauen nach oben gebracht, Herr Leutnant."

"Na, die hier werde ich selbst hochschaffen." Ein Aneinanderschlagen der Hacken, und der Soldat ging weiter.

Grit stand schon, als sich Mathias nach ihr umwandte. "Sie werden doch durch mich keine Unannehmlichkeiten haben, Herr Leutnant?"

"Vermutlich schon."

"Man wird Ihnen nichts anhaben können; hier kennt man mich überall. Meine Schwester wohnt dort oben."

"Wohnte, müssen Sie sagen. Das Gebiet ist von Zivilbevölkerung geräumt."

"Aber Marianne – ?"

"Tut mir leid, mehr weiß ich auch nicht. Wir sind hier erst eine Nacht." Er schloß die Lippen; schon das hätte er nicht sagen dürfen.

"Dann tun Sie bitte Ihre Pflicht." Grit wollte bergan gehen.

"Warten Sie noch. Darf ich ein paar Fragen an Sie richten?"

"Bitte – "

"Ach, es hat hier keinen Zweck ... Gehen wir."

Schweigend wandten sie sich dem Weg zu. Grit schwankte noch oft und spürte dann immer gleich die Hand des Leutnants. Sie ahnte, daß er ihr irgendwie geholfen hatte, über den Stacheldraht zu kommen, aber weiter nichts. Das wunderbare Gefühl der Vertrautheit mit diesem Mann war nun völlig verschwunden. Stattdessen machte sich ihr eine tiefe Unruhe spürbar, die von ihm ausging. Die falschen Töne der Leutseligkeit hatte sie wohl vernommen, als er zu dem Soldaten sprach.

In der Nähe hörte sie Stimmen. Grit wandte suchend den Kopf; sie konnte niemanden entdecken. In der Dämmerung, die der verblässende Schein der Leuchtraketen schuf, sah Grit undeutlich das Haus ihrer Schwester. Es war merkwürdig verändert; noch erkannte sie nicht, daß es mit grüner Farbe getarnt war.

Dicht vor dem hinteren Eingang zuckte sie zusammen wie unter einem Ruf. Wieder suchte Grit und wußte nicht, weshalb ihr so eigenartig zumute war. Nur eine Sekunde währte diese Spannung, dann trat sie vor dem Leutnant ins Haus. Ihre Tritte klapperten hohl auf den steinernen Stufen der Hintertreppe. Sie ging weiter voran, als wollte sie zeigen, daß sie hier zu Hause war. Wie selbstverständlich nahm sie den Weg zum Wohnzimmer. Schon wollte Grit die Türklinke herabdrücken, da fühlte sie die Hand des Mannes, der sie daran hinderte. "Nicht da hinein, – kommen Sie!"

Grit war verwirrt, machte kehrt und ging nun hinter ihm, her, die Treppe hinauf in den Oberstock. Mathias öffnete die Tür des Fremdenzimmers.

"Es war immer mein Zimmer, wenn ich hier war", bemerkte Grit und sah sich verwundert um. Die gewohnte Einrichtung war verschwunden. "Habt ja schon gründlich umgeräumt ..."

Der Leutnant erwiderte nichts. In seine Miene war etwas Hartes gekommen. Er wollte sich durchaus nicht von dieser Frau gängeln lassen. "Setzen Sie sich."

Grit nahm auf dem angebotenen Stuhl Platz. Mathias setzte sich hinter einen schmalen Tisch, der ihm wohl als Schreibtisch diente. Er holte einen Bogen hervor und wollte Grits Personalien wissen; sie gab bereitwillig Auskunft. Schließlich stand er auf, trat auf sie zu und sagte: "Das genügt für's erste. Bleiben Sie bitte hier, bis ich Sie hole." Er ging hinaus, und Grit hörte, daß er den Schlüssel umdrehte. Obwohl sie wußte, daß sie nun Gefangene war, rüttelte sie an der Klinke. Grit lächelte ihr mutwilliges Lächeln und trat ans Fenster. Wie einfach, falls sie sich davonmachen wollte; ein etwas gewagter Sprung auf die unter ihr liegende Terrasse, und sie war frei. Aber sie hatte gar keine Lust, so etwas zu machen. Sie legte sich auf die Couch und versuchte, wieder zu schlafen. Sie erinnerte sich, daß sie lange nichts gegessen hatte, und dunkel schimmerte in

ihrer Seele das Leid, das sie bewußt wegschob, indem sie sich an Dinge klammerte, die ihr so nebensächlich waren wie diese Haft.

Wenig später hörte sie, wie sich aus dem Wald Schritte näherten. Sie sprang auf und versuchte, durch das Fenster etwas zu erspähen. Aber sie hatte den rechten Zeitpunkt versäumt; die Personen waren schon ins Haus getreten, sprachen laut, rumorten, Türen schlugen, und alles war wieder still. Aber die Ruhe währte nicht lange. Wieder erwachte Grit aus ihrem Halbschlummer, als schwere, unregelmäßige Schritte die Treppe heraufpolterten. Klopfenden Herzens wartete sie, aber die Schritte gingen an ihrer Tür vorbei. Eine trunkene Stimme lallte, im Nebenzimmer stöhnte ein Mann im Bemühen, sich seiner Stiefel zu entledigen.

Indessen suchte der Leutnant eine günstige Gelegenheit, dem Major Meldung erstatten zu können über Grit. Die Vorgesetzten waren aus dem Erdbunker gekommen, saßen im Nebenzimmer, redeten und tranken. Mathias machte sich nichts vor: Es handelte sich um die Gattin eines ungarischen Arztes, der auf unklare Weise den Tod gefunden hatte. War der Major in Gönnerlaune, würde er der Frau kaum Beachtung schenken. Hatte er jedoch Bedenken gegen die "Ausländerin", wurde es gefährlich. Mathias sehnte den Angriff herbei, der ihm dieses Problem aus der Hand nehmen könnte.

Endlich wurde es nebenan ruhiger; die Vorgesetzten spielten Karten. Nur noch die üblichen abgedroschenen Skatredensarten waren zu hören. Der Leutnant trat an die geschlossene Schiebetür und sah durch die Scheiben in das trüb erhellte, rauchdurchzogene Zimmer, beobachtete die vier Männer, ihre erhitzten Gesichter, die nun den Ausdruck erzwungener Aufmerksamkeit zeigten. Ein Häuflein übriggebliebener Recken ... In diese von vergehender Macht erfüllte Sphäre sah Mathias die unabänderliche Wirklichkeit dringen. Saßen da nicht Marionetten, die sich, an unsichtbaren Fäden gezogen, bewegt hatten, und nun, da diese Fäden schlaff wurden, sanken sie zu Boden und hinterließen verwirrte Ratlosigkeit?

Oben im Fremdenzimmer saß der Leutnant hinter seinem Schreibtisch und sah auf die schlafende Grit. Im Nebenzimmer schnarchte der Oberleutnant, dieser Einfältige, den ein paar Schnäpse immernoch umwarfen. Das war einer, der seine Pflicht erfüllte, der keine Zweifel kannte, dem der Befehl etwas Heiliges und die Auslegung eines Befehls etwas Unwägbares war. Er schlief ruhig, denn sein Gewissen war rein.

Marianne, in ihrem Versteck im Wald, konnte nicht einschlafen. Zuvor hatte sie mit Richard das Haus drüben beobachtet ... und hatte Grit an der Seite des Leutnants das Haus betreten sehen. Beide verwechselten ihre Erregung zunächst mit Freude, – bis neue Angst, neue Sorge ihre Herzen ergriff. Sie sahen die drei Offiziere zurückkehren; das Licht der Leuchtbomben erlosch, und der Wald versank wieder im nebligen Dunkel. Stille, die keinen Frieden bedeutete, senkte sich über den Berg, breitete sich in den Tälern ... Richard und Marianne kehrten zu ihrer Hütte zurück.

"Warum kommt sie allein ... warum kam sie durch, wo doch niemand in diesem Gebiet bleiben durfte?" Fragen im Flüsterton, sie blieben unbeantwortet. Das ganze Dasein bedeutete mittlerweile nur noch eine einzige fragende Ungewißheit. Beide konnten sie keine süßen Erinnerungen mehr beschwören, an denen sie sich für kurze Zeit hätten halten können. Vor ihnen wie hinter ihnen lag nichts mehr außer der erstickenden Gewißheit, daß jede Aktivität schmerzliche Hilflosigkeit nach sich ziehen würde. So verbrachten sie die Nacht.

Endlich blieb Marianne auf ihrem Lager. Richard hatte gewartet, bis sie eingeschlafen war; nun stand er allein vor dem Unterstand und bemerkte den zarten Schein einer noch bleichen Sonne, der über den Berg huschte. Als sie sich dann emporschwang, zerrissen die gleichmäßig ausgebreiteten Wolkenschleier und sanken wie abgestreifte Hüllen von der strahlenden Bläue eines Vorfrühlingshimmels, der gerade nach dieser Nacht den Morgen verklärte. Für Richard war dieses Erwachen aus winterlicher Verslossenheit eine Offenbarung. Er betrachtete das Spiel der ans Ufer schlagenden Wellen. In einigen Wochen würden sich hellgrünende Trauerweiden über den Wasserspiegel neigen und ihre Zweige ins Wasser tauchen.

Die frische Kühle des jungen Tages strich auch der schlafenden Marianne über das erschlaffte Gesicht. Ihr blondes, zartgewelltes Haar teilte sich in glanzlosen Strähnen; ihr Haut war fahl geworden, unter den Augen zogen bläuliche Schatten, und ihre Hände lagen wie allzuschwache Wesen auf der Wolldecke. Babette sah dies alles mit Besorgnis. Auch sie hatte das Tageslicht, das schwach eindrang, wie ein Geschenk begrüßt. Sie begann in der Enge ihre Morgentoilette zu machen. Dann schlüpfte sie an Lohberg vorbei und verschwand hinter einem Gebüsch. Auch vom Haus aus war sie durch dichte Sträucher gegen Sicht gedeckt. Die Straße lag an der Vorderseite des Hauses; auf ihr schien allerdings ein ständiges Kommen und Gehen, denn die Mannschaften lagen am Fuße des Berges, unweit des Dorfes.



Marianne nahm den frischen Geruch des erwachenden Tages, den der Wind ihr zuwehte, in ihre Träume. Uwe war bei ihr. Er hielt ihre Hand und zog sie in das kalte Wasser des Sees. Sie schwammen ein Stück und gingen wieder ans Land, jagten im Dauerlauf ums Haus, hinterließen die Spuren ihrer nassen Fußsohlen auf den Treppen und Gängen und beendeten den kurzen Ausflug unter Scherzen und Lachen im Badezimmer ...

FRIEDEN?

Die Flugzeuge schwebten über das Land. Dunkel zeichneten sich ihre Schatten auf den Wiesen und Äckern ab. In Scharen glitten sie dahin, wie Zugvögel, doch niedrig, dem Auge näher denn je. Sie flogen nach Westen, der Sonne nach. Dämmerung kroch mit kühlem Hauch über die Erde. Auf den Landstraßen und Wegen zogen die Heimatlosen. Sie wußten nicht, ob sie noch etwas von dem vorfinden würden, was sie verlassen hatten. Sie alle hofften auf etwas, auf ein Zuhause, einen Menschen, auf eine Lebensmöglichkeit. Sie lagerten an Wegrändern oder in verfallenen Gebäuden und kamen nur langsam voran.

Auch Piet, Charly und Ruth gingen gen Westen, während über ihnen das Brummen der abziehenden Pulks wogte. An einem strahlenden Frühlingstag hatten sie ihren Weg begonnen. Ruth sah wieder und wieder zurück, solange die grade, von blühenden Kirschbäumen gesäumte Chaussee es zuließ. Über dem Schnee der weißen Blüten zog sich in grauem Gekräusel noch der Rauch in den Himmel. Das Dorf lag zerfallen, verbrannt im Erblühen seiner Gärten und Fluren. Allein das Pfarrhaus und die Kirche waren gerettet worden; in ihnen fanden die Menschen eine Unterkunft. Nach wenigen Tagen schon begannen sie hinauszuziehen, um aus den Resten ihrer Habe wieder einen Anfang zu schaffen. Da waren die Freunde mit Ruth längst auf dem Weg. Ihre Gedanken hingen noch an den letzten Erlebnissen. Sie wollten nicht mehr darüber sprechen und gerieten doch immer wieder in das Vergangene. Sie hatten Ruth nicht zurücklassen wollen; nun wollten sie versuchen, sie zu Richard zu bringen. Zunächst hatte sie sich gesträubt. Sie dachte an ihren Zustand, von dem die Freunde nichts ahnten. Dennoch war es einfach und selbstverständlich für Ruth, daß sie ein Kind haben würde. Manchmal versuchte sie, es sich als etwas Besonderes vorzustellen, aber das gelang ihr nicht immer.

Ruth wußte, daß Richard zu Grits Schwester gegangen war, um sich dort zu verbergen. Es war ein wenig bitter für sie, daß er nicht bei ihr Zuflucht gesucht hatte. Nun sollte sie ihn suchen, ihm nachlaufen? Lange hatte Ruth sich gewehrt, aber als sie die erste Nacht zwischen den beiden Männern in einer Scheune auf dem Stroh lag und sich geborgen fühlte, war tiefer Friede in ihr.



Falls Richard nicht mehr da war ... falls sie ihn nicht fanden ... Es war nicht mehr der aufwühlende Schmerz völliger Verlassenheit in ihr, wenn sie jetzt so dachte.

Durch das schadhafte Dach strich der Nachtwind herein; er klapperte an losen Schindeln, verfiel sich im raschelnden Stroh. Um sie herum atmeten andere Menschen, die hier ein Nachtlager gefunden hatten. Alle suchten in ihrer Seele irgendeinen Halt, war zu spüren in den Gesprächen, die sie nachts vor dem Schlafen führten. Sie glaubten, daß sie dieses Ende niemals vergessen würden; alle stellten sich ein Heim vor, in dem sie endlich Ruhe finden würden. Das war erster Inbegriff des Friedens für sie. Aber die gestern noch bereit gewesen waren, ihre letzten Habseligkeiten zu opfern, um dadurch ihr Leben zu retten, hüteten nun sorgfältig ihren letzten Besitz, den sie in einem Sack oder einem Packen bei sich trugen. Jedes Stückchen war ihnen wieder wichtig geworden, nun, da sie annehmen konnten, das Leben ginge weiter – für sie selbst.



NACHWORT 2016

We are such stuff as dreams are made on, and
our little life is rounded with a sleep.

WILLIAM SHAKESPEARE: THE TEMPEST

TRÄUMA AM ABGRUND vermittelt uns ein NS-deutschland im bombenkrieg der letzten monate, aus dem blickwinkel der vage antinazistischen, sich als hilflos erlebenden schweigenden mehrheit. Aus etlichen zeitzeugnissen wird deutlich, daß ein großteil der bevölkerung noch zur jahreswende 44/45 einen "zusammenbruch deutschlands" gefürchtet hat, um dann ab mai die "befreiung deutschlands" zu feiern. – *"Alles verschmilzt, das Böse im Guten, das Gute im Bösen. Aber was ist gut, was böse? Ich will beides nicht länger ertragen, nur Lauheit ist noch möglich. Und ich werde, wenn ich kann, ein mißachtetes Dasein des Schwächlings, des Lauen vorziehen, es kann mich weder dem Himmel noch der Hölle nahebringen."* Diese im kontext etwas beziehungslos anmutenden sätze sind vielleicht eine metapher für das leben jener schweigenden mehrheit im NS-deutschland.

117

Das buch spielt an der *westfront 1944/45*, im gebiet der eifelberge. Im mittelpunkt der handlung stehen zunächst ein paar freunde, die sich gefunden haben in ihrer ablehnung des nationalsozialistischen regimes, ohne daß sie – außer durch diese ihre ablehnung – widerstand geleistet hätten. Luftangriffe erfordern ihre flucht aus dem heimatort aufs land; mit der sogenannten *ardennenoffensive* rückt die front auch dort näher. Ortschaften werden evakuiert, viele einheimische verkriechen sich in den umliegenden wäldern ...

Die deutsche westfront 1944/1945 war in der endphase des Zweiten Weltkriegs neben der ostfront der bedeutendste kriegsschauplatz in europa. Sie entstand im juni 1944 durch die landung der westalliierten in der normandie, gefolgt von der befreiung des besetzten frankreich und belgien. Ein tieferer einbruch ins innere deutschlands gelang den alliierten im jahr 1944 nicht mehr, die front stabilisierte sich zeitweilig am *westwall*. Im winter 1944/45 kam es mit der deutschen ardennenoffensive zu einer der letzten größeren kriegsanstrengungen der wehrmacht. Nach dem alliierten durchbruch zum rhein und dessen überschreitung im frühjahr 1945 brach die deutsche front zusammen.⁴

⁴ Siehe unter anderem bei HANS-DIETER ARNTZ: KRIEGSENDE 1944/45 ZWISCHEN ARDENNEN UND RHEIN (euskirchen 1984), KLAUS-DIETMAR HENKE: DIE AMERIKANISCHE BESETZUNG DEUTSCHLANDS (münchen 2009) und JÖRG FRIEDRICH: DER BRAND (berlin 2002).

Die personen der handlung sind keine überzeugten nazis und keine antifaschistischen helden, sondern menschen zwischen anpassung, privatistischem rückzug, eigennützigkeit, überlebenskampf, politischer gedankenlosigkeit, zumeist nur vagem widerspruch zum nationalsozialistischen regime, – deren mitmenschliche sensibilität und solidarität sich aber durchaus entfaltet im umkreis der konkreten eigenen, affektiv besetzten erfahrungen und beziehungen.

Die autorin vermittelt hautnah zweifellos repräsentative befindlichkeiten in der bevölkerung jener zeitgeschichtlichen situation; seine fast filmische dichte und rasananz macht das buch als zeitzeugenbericht (fast im sinne der oral history) lesenswert bis heute. NS-apologetik oder auch nur verklärung der deutschen bevölkerung als kriegsopfer finde ich nicht; die einzelnen situationen korrespondieren mit vielerlei zeitzeugenberichten vom alltag am ende des NS-deutschland, von ausgebombten bürgern oder untergetauchten juden und fahnenflüchtigen. – Als erstes der bei A+C wiederveröffentlichten bücher wurde es dennoch von mir bearbeitet. So wurden einige entschuldigende formulierungen gestrichen, mit denen iden tietze die unschuld einer mehrheit der deutschen bevölkerung am krieg bzw. am NS-regime betonen wollte. Eine von ihnen sei hier zitiert: *"Ja, ich bin sicher nie eine Patriotin gewesen. Ich habe diesen Krieg, der mir Uwe nahm und mein Glück, von der ersten Minute an verwünscht! Meinen Sie nicht, Richard, daß es Millionen Frauen in aller Welt mit mir taten?"* Dies war der tenor privater, teilweise auch öffentlicher bekundungen in deutschland nach 1945, aber so einfach ist es eben nicht, wie wir aufgrund der bemühungen von zwei generationenn geschichtswissenschaftlicher forschungen heutzutage wissen. Gestrichen wurden auch szenen, in denen böse NS-offiziere unschuldige (und sicher nicht jüdische) bauersfrauen exekutieren, die im wald untergekrochen waren, statt dem evakuierungsbefehl nachzukommen. In perfekter kolportageregie taucht dabei ein kind einer soeben ermordeten bäuerin auf, natürlich ein mädchen, das harmlos-naiv schutz bei dem bösen offizier sucht ... – Die situation weitet sich aus zu einem machtkampf zwischen bösen nazi-offizieren und guten nichtnazi-offizieren, die nur pflichtbewußte, patriotische soldaten sein und *"gegen Weiber und Kinder keinen Krieg führen"* wollen. Die beiden weiblichen hauptfiguren des buches beschließen unabhängig voneinander, dieses überlebende kind zu retten, aber jetzt ermannt sich doch der gute soldat, indem er den bösen vorgesetzten erschießt. Gestrichen wurde zudem der schluß, bei dem die verschiedenen stränge der handlung gekonnt, jedoch nur als kolportage, zusammengeführt werden. Reduziert wurden von mir übertrieben emotionalisierte ausschmückungen (auch im zusammenhang mit ideologischer sexualität), adjektivüberflutungen, belehrende beschreibungen, redundante dramaturgie und sonstige kolportageelemente. Kitsch und kolportage rühren allerdings keinesfalls von psychologischer, sondern allenfalls von handwerklich-schriftstellerischer begrentheit der autorin. Im übrigen wollte iden tietze zweifellos kommerzielle unterhaltungsromane schreiben (siehe in der folge). Insofern mußte und wollte sie sich an ein entsprechendes publikum anpassen.

1943 war von iden tietze der unterhaltungsroman DR. MED. ANDREAS MAHRHOLT erschienen, ein mit nuancierter menschenkenntnis komponierter klassischer frauenroman. Geradezu lehrbuchhaft wird das kolportageinstrumentarium zum einsatz gebracht; deutliche, dabei vage hinweise auf eine nationalistisch orientierte gesellschaftlich-politische *hoffnung* sollten zweifellos dazu beitragen, das buch im NS-deutschland akzeptabel zu machen. Die virtuosität, mit der subtile psychologie verknüpft wird mit platten kolportageelementen, spricht dafür, daß die autorin sich hier bewußt angepaßt hat, um in der nunmal gegebenen politischen situation kommerziellen erfolg zu haben als unterhaltungsschriftstellerin. – Ich möchte gerne glauben, daß TRÄUME AM ABGRUND demgegenüber für die autorin eine notwendigere, dringendere arbeit gewesen ist; aber wir wissen es nicht. – Ihre sozialpsychologische beobachtungsgabe, ihr einfühlungsvermögen (vor allem in frauen) ermöglichte es ihr, den alltag in deutschland 1944/45 (an der sogenannten *heimatfront*) aus dem blickwinkel der sich hilflos und antinazistisch fühlenden, an sich aber politisch indifferenten bürger auszumalen. Zweifellos ist ihr buch auch als plädoyer für die *unschuld* solche deutschen gemeint. – In der beobachtung konkreter zwischenmenschlicher empfindungen und verhaltensweisen ist die wahrhaftigkeit ihrer darstellung dennoch kaum zu bezweifeln; dort liegt der dokumentarische wert des buches.

HEINRICH BÖLL schrieb einmal: *"Die ersten schriftstellerischen Versuche unserer Generation nach 1945 hat man als Trümmerliteratur bezeichnet, man hat sie damit abzutun versucht. Wir haben uns gegen diese Bezeichnung nicht gewehrt, weil sie zu Recht bestand: tatsächlich, die Menschen, von denen wir schrieben, lebten in Trümmern, sie kamen aus dem Kriege, Männer und Frauen in gleichem Maße verletzt, auch Kinder. (...) Wir schrieben also vom Krieg, von der Heimkehr und dem, was wir im Krieg gesehen hatten und bei der Heimkehr vorfanden: von Trümmern. (...) Man schien uns zwar nicht verantwortlich zu machen dafür, dass Krieg gewesen, dass alles in Trümmern lag, nur nahm man uns offenbar übel, dass wir es gesehen hatten und sahen, aber wir hatten keine Binde vor den Augen und sahen es: ein gutes Auge gehört zum Handwerkszeug des Schriftstellers."*⁵ – Aber nur eine handvoll bücher jener trümmerliteratur wurde seither anerkannt als unverzichtbare zeitzeugnisse. Manch andere fanden leserInnen in der camouflagen von unterhaltungsromanen; als zeitgeschichtliche dokumentation sind sie zumeist verloren.⁶

Meist gehen wir in großer selbstverständlichkeit davon aus, daß wir alle uns im alltag in irgendeiner weise mit politisch-gesellschaftlichen problemen, mit ungerechtigkeiten und dem leid fremder menschen befassen, daß wir stellung beziehen und eigene meinungen haben, konsequenzen ziehen oder übergeordnete politisch-gesellschaftliche tatbestände im eigenen interesse nutzen, gelegentlich auch mißbrauchen. Tatsächlich befassen wir uns jedoch im allgemeinen nur mit umständen, die unmittelbar unsere gewohnte alltägliche lebensweise beeinflussen oder die im fokus individueller persönlichkeitsentwicklung liegen. Das gilt unter

⁵ HEINRICH BÖLL: BEKENNTNIS ZUR TRÜMMERLITERATUR (1952)

⁶ Siehe auch DIE STADT IM BERG von MATHILDE HUSTEN (berlin 1953), erschienen in der reihe *"Die großen Amsel-Unterhaltungs-Romane"*. Das buch schildert authentisch die letzten drei kriegsmonate in ahrweiler, als die bewohnerInnen sich in einem ehemaligen silberstollen verbargen. Heutzutage gilt das buch als historische quelle; 1992 wurde es bei einem regionalen verlag neu herausgegeben. Bei A+C wurde 2013 wiederveröffentlicht DAS HAUS NR. 131 von ANNA SCHACK (flensburg/hamburg 1946), ein romanhafter bericht über menschen während des bombenkriegs auf düsseldorf.

unseren relativ demokratischen umständen genauso wie es in nazideutschland galt, es war auch in der DDR nicht anders, und in anderen regionen der erde zeigt sich dasselbe. Moralische forderungen mögen gesellschaftlich ihre aufgabe haben, sie ersetzen jedoch nicht soziologische, sozialpsychologische recherche über das, was der fall ist. Das vorliegende buch ermuntert zum nachdenken darüber.

Die autorin *iden tietze* ist im web nicht zu finden. Es gab eine person dieses namens, geboren als *iden freitag*, die zeitweilig der *Gralsbewegung* anhing, einer noch bestehenden politisch-spirituellen sekte, von der die deutschen als auserwähltes volk gottes angesehen werden – in nachfolge der juden, die durch die ermordung jesu christi ihres auserwähltseins verlustig gegangen seien. Prominente mitglieder meinen, botschaften aus anderen welten zu empfangen. Jene iden freitag verfaßte in den 30er jahren ein umfangreiches esoterisches buch, das noch immer käuflich zu erwerben ist.⁷ Später habe sie die sekte an die nazis verraten.⁸ – Ist das nun unsere autorin? Ganz auszuschließen ist es jedenfalls nicht. Eine art botschaft aus anderen welten taucht auch im vorliegenden roman auf: diejenige eines eventuell längst gefallenen ehemannes, womit allerdings auch auf diesen projiziertes nachdenken der ehfrau gemeint sein könnte. Ein tiefes bedürfnis, seelische hintergründe auszuloten, gehört zweifellos zu den besonderen begabungen der autorin; – in einer kurzen formulierung im buch könnte sie durchaus sich selbst meinen: *"Sie sah das Ganze, ihr Bleiben in einem fremden Haus wie eine Unbeteiligte und brannte vor Verlangen, die Fortsetzung zu erleben. Aber so, wie man einem fremden Wesen nachspürt, wollte sie dabei sein, innerlich freibleibend."*

Zur erinnerung an meine eltern wally und harald

Mondrian graf v. lüttichau

⁷ IDEN FREITAG: AUS VERKLUNGENEN JAHRTAUSENDEN (Einzelne kapitel: *Moses, Das Leben Abd-Ru-Shins auf Erden, Abd-Ru-Shins Grabtafel spricht, Maria, Das Leben Jesu auf Erden*); als pdf zu erwerben bei www.lulu.com.

⁸ ABSCHRIFT EINES MANUSKRIPTS VON OTTO-ERNST FRITSCH (<http://poselstvi-gralu.cz/index.php/gralsbotschaft/gedenken-an-den-herren/1189-abschrift-eines-manuskriptes-von-otto-ernst-fritsch52>)